EINE

BIOGRAPHISCHE SKIZZE DUPUYTREN'S

ALS

SPIEGEL FÜR DEUTSCHE WUNDÄRZTE.

VON



Dr. NEVERMANN,
Mitglied von mehr denn vierundzwanzig gelehrten Gesellschaften und Cooperator ebenso vieler gelehrten Institute.

I.

Eine biographische Skizze Dupuytren's als Spiegel für deutsche Wundärzte.

Von

Dr. NEVERMANN
zu Plau in Mecklenburg.

Da wenig oder gar nichts über das Leben Dupuytren's bei uns bekannt, und das, was wir vielleicht auch haben möchten, noch unrichtig ist*, so erlaube ich mir ein Fragment aus seinen innern Lebensvorgängen zu geben, welches mit mir innig sympathisirt und gewiss mehr anspricht, als die glänzendste, und gelehrteste Abhandlung, die ich vielleicht über dies oder jenes Ihnen schreiben könnte; um zu zeigen, was der Mensch, denn auch ich spreche aus Erfahrung, selbst unter den ungünstigsten Umständen seines Lebens vermag, wenn er will. Dupuytren war ein Genie, der grösste practische Wundarzt des Hôtel-Dieu's, der renommirteste von Paris, der erste von ganz Frankreich, ja von allen 5 Welttheilen, ein Mann von immenser Erfahrung; aber ohne classische Gelehrsamkeit; dass es ausser ihm auch noch Männer gab, vor denen er seinen Hut zu ziehen habe, wusste er nicht, namentlich waren ihm die Leistungen des Auslandes, vorzugweise Deutschlands, wenn er sie nicht durch fremde Aerzte erfuhr, welche aus allen 5 Welttheilen zu Dutzenden das Hôtel-Dieu besuchten, unbekannt, denn ausser seiner Muttersprache kannte er keine andere und zum ernstlichen Studiren um als Lehrer der Wissenschaft au niveau zu stehen, blieb ihm keine Zeit. Doch überwiegt er noch bei weitem seinen Nebenbuhler A. Cooper, der mit ihm auf gleicher Stufe steht; man findet nämlich bei Dupuytren doch philosophische Kennt-

---

* Vergl. Horn, medicinische Reise B. III. S. 533. Bloest in von Gräfe und von Walter Journal B. XXVII. H. 4. Merz und Vidal nicht zu vergessen.

nisse, welche letzterem fehlen; auch mehr Genialität; und wir kommen von vorne herein schon gleich zu dem Schlusse: dass nur die niedere Geburt Genies schafft, und nicht die höhere und höchste Geburt.

Die Hauptskizze dieses Fragmentes ist in Dialogenform von einem schottischen Wundarzte Walpole,* der als Hochkirchner streng orthodox, wenig oder gar nichts von Philosophie und Naturforschung versteht, und mit seinem sonst gesunden, man möchte sagen, ausgebreitetem Verstande, den Grundsatz Baco's von Verulam festhält: „Credo, quia absurdum est", also aus diesem Grunde müsste sich die Vernunft vor den Krummstäben beugen, wesshalb er auch den Hofmeister gegen Dupuytren abgibt und ihn den Freigeist nennt. Der orthodoxe Pfaffe, welcher ausser der Bibel, dem Catechismus und Gesangbuche, keine andere Trias anerkennt, steht weit unter einem philosophischen Arzte; und wenn ein sardinischer Gesandter: Graf Moistre **, ausruft: „Ich gestehe offen, dass ich den Mörder und Strassenräuber bei weitem einem gottlosen Arzte vorziehe, gegen welche sich man doch wenigstens vertheidigen kann und darf, und die doch endlich einmal gehenkt werden," so ist das katholischer Zeloteneifer, der jüngst nur noch bei Aerzten von beschränkten Begriffen, wie Windischmann, von Eschenmayer, Wagner, Solbrig, von Ringseis, Hufeland u. A. Wurzel fassen konnte, während ihnen schon der Mystiker Makarius vor vielen Jahren sagte: „Den Schwachen und Ungläubigen hat Gott für ihre Krankheit Aerzte und Medicamente gegeben, während die Stärkeren des Arztes nicht bedürfen, so auch in der Religion." Der katholische, der protestantische und der jüdische Arzt haben eine andere Religion und der christlich-orthodoxe Arzt sieht in den körperlichen Leiden die Erbsünde, welche die Seele besudelt, das Jammerthal und den Sündenpfuhl, in welchem der Mensch als räudiger Sündenbock schmachte, während ihm die Beraubung des Lebens für den Himmel eine Wohlthat ist. Dagegen bekennt der rationelle Arzt die Unsterblichkeit — mit der es überhaupt gegen Esoteriker gesprochen, eine eitle Freude ist — nicht garantiren zu können,***

* Blaxwood: Edinburgh Magazin.

** Soirées de St. Petersburg. Tom. I. Pag. 72. Paris 1821. 8.

*** Denn ich finde schon in den Vedas und bei Aristoteles die richtige Ansicht: Nur die Substanz besteht, während die Form vergeht. Weiss man denn noch nicht, dass nur das Gehirn denkt? Leider nicht!

wesshalb es ihm heilige und ernste Pflicht ist, das Leben, diese höchste und köstlichste Perle, so lange als möglich hinzuhalten, weil der Mensch, mit der Beraubung des Lebens die irdische, Glückseligkeit, das rationelle Daseyn, kurz Alles, verliert; somit opfert er die Menschen nicht für den Glauben, sondern sucht sie für diese herrliche Welt zu erhalten; er verlegt daher nicht den Himmel ins Jenseits, sondern ins Diesseits. Heilig ist ihm das Leben der Menschen, über welches man nicht nach Gutdünken verfügen darf, sondern nach den Grundsätzen der erfahrenden Vernunft.

Soviel als Einleitung. Lassen wir nun den orthodoxen Walpole, der uns den Faden jetzt spinnen soll, selbst reden:

„Es war im Jahr 1825, wo ich meine Vorschule in England beendigt hatte, und mich entschloss, die noch übrigen zwei Jahre vor meinem Examen durch das königliche Collegium der Wundärzte zu London, in Paris zuzubringen. Die ärztlichen Institute und Hospitäler zu Paris waren damals so wie jetzt durch Männer von Fach, und durch die nützlichen Entdeckungen berühmt, welche klinische Belehrung mit sich zu führen moralisch sicher sind. Was man auch von den französischen Aerzten im Allgemeinen sagen mag — meine Amtsbrüder machen ihnen, wie mir bekannt ist, eine unzulängliche Wirksamkeit in der Behandlung der Krankheiten zum Vorwurf (obwohl man ihrer Diagnosis eine ausgezeichnete Schärfe und Wahrheit zugesteht) — kann es doch meiner Meinung nach nicht in Abrede gestellt werden, dass wir gegenwärtig hauptsächlich Pariser Aerzten, und der unermüdeten Energie einzelner Individuen unter ihnen, die sich leicht namhaft machen liessen, einen Theil der wichtigsten Kenntnisse verdanken, die wir besitzen, und zwar Kenntnisse, die sich lediglich von fleissigen Beobachtungen am Krankenbette herschreiben, wo sie mit grösster Urtheilskraft, Schwierigkeit und Anstrengung gesammelt worden sind. Indem ich dieses schreibe, fällt mir Louis, von ehrenwerthem und europäischem Rufe, bei, der ein Beispiel der allgemeinen Anerkennung ist, welche dem Genie und den Talenten gezollt werden, wenn sie gänzlich oder grösstentheils der Milderung menschlicher Leiden und der Erwerbung von Weisheit in der von mir erwähnten Form und Methode gewidmet sind.“

„Eine blosse Erwähnung der vielen und mannigfachen Dienste, welche die Professoren der Arzneikunde auf dem Continent der

Menschheit in dem letzten halben Jahrhundert erwiesen haben, würde ein ganzes Buch füllen. Sie waren zu meiner Jugendzeit wohlbekannt und viel besprochen, und an die Namen vieler gelehrten Ausländer jener Zeit knüpfte sich in meinem Busen das Gefühl der Ehrfurcht und Verehrung. Erst einige Zeit nachher, wo ich in's Ausland zu gehen beschlossen hatte, war es, dass ich mich für Paris entschied. Langenbeck, der grösste Operateur seiner Zeit, der deutsche Liston, verrichtete Wunder zu Göttingen (?) Tiedemann, der Anatom und Physiolog, minder gewandt als Operateur (?), aber weit gelehrter als Wundarzt (?), hatte das ärztliche Katheder zu Heidelberg schon durch seine Vorlesungen und die noch jetzt hoch in Ehren gehaltenen Schriften berühmt gemacht. Stromeyer, Prof. der Chemie, der Lehrer und Freund unsers zu früh verblichenen liebenswürdigen Eduard Turner, hatte schon zu Göttingen einen Kreis enthusiastischer Studenten um sich her versammelt, die nachher ihrem Lehrer Ehre und sich einen Namen gemacht haben. Bei solchen und ähnlichen Versuchungen von vielen Seiten her war es kein Leichtes, zu einem festen Entschlusse zu kommen. An Paris hatte ich kaum gedacht, als, wie sich das häufig ereignet, die Sache eines Augenblicks alle Schwierigkeit beseitigte, jeden Zweifel hob und meinen Entschluss bestimmte. Ein Brief, den ich eines Morgens per Post erhielt, entschied mich zur Abreise nach der leichtfertigsten, aber dabei bezauberndsten aller Städte von Europa. James M'Linnie — der, beiläufig gesagt, jüngst auf Hong-Kong, wenige Stunden darnach, wo er mit den Truppen auf dieser unglücklichen Insel gelandet war, an der Ruhr verstorben ist — war ein alter Hospitalbekannter von mir, der sich so wie ich zu Ruhm und Reichthum durchschneiden und durchsägen musste. Er hatte sich in der Anstalt von Guys schon ausgezeichnet, und berechtigte zu den besten Hoffnungen, als er sie verliess. Er war nicht blos vor dem hohen und mächtigen Gerichte der Examinatoren wohlbestanden, sondern hatte sich bei jener Gelegenheit einer speciellen Theilnahme Abernethy's und Sir Astley Cooper's zu erfreuen. Der Erstere sagte, ehe er zum Examen schritt, in seiner ihm eigenthümlichen Weise zu ihm: „Er solle nur kein ängstlicher Narr sein, denn er, Abernethy, wäre kein solches Rindvieh, als die Welt aus ihm machen möchte;“ und nach dem Examen, das steif und rauh war, drückte er ihm herzlich die Hand, mit

dem Bemerken, er, der Student, sei kein Esel, wie all die anderen, sondern ein wackerer, verständiger Bursch, der, statt den Kopf durch Bücher zu verwirren, seine Zeit vernünftiger Weise da, wo das eigentliche Leben nur zu finden sei, nämlich im — Beinhause, zugebracht habe."

„James M'Linnie befand sich um die Zeit, von welcher ich spreche, zu Paris, und wusste die unermüdlichen und talentvollen Lehrer, unter welchen er lebte, nicht genug zu rühmen. Er schrieb mir in dem Briefe, dessen ich vorher erwähnt habe, und welcher der erste war, den ich seit seiner Abreise aus England erhalten hatte, in den feurigsten Ausdrücken über sie, und beschwor mich bei der Liebe, die ich für unsern glorreichen Stand hätte, bei meinem glühenden Streben nach Ruhm und bei dem aufrichtigen Wunsche, den ich mit ihm und den meisten Menschen gewiss theilen würde, meinen Mitgeschöpfen nützlich zu werden, meine kostbare Zeit nicht in England zu vergeuden, sondern mich ihm sofort auf „dem schönsten Felde für Operationen, das die Welt nur aufzuweisen habe," anzuschliessen. „Wir sind Pygmäen in London," fuhr er in seinem Feuereifer fort, „Knaben, Kinder, diese hier sind Riesen! Welche Anatomen! welche Aerzte! Denken Sie sich, wenn einer unserer ersten Männer, etwa ein Cooper fast eine Stunde lang neben dem Krankenbette eines Tagelöhners zubringen sollte, um ihm Stück für Stück seinen Lebenswandel abzufragen, und so der Entstehung seines Uebels von dem ersten Augenblicke an auf die Spur zu kommen... Nun, das habe ich gestern von einem Arzte, gesehen, dem Cooper nicht das Licht zu halten würdig wäre, einem Manne, dessen Ruf über den ganzen Continent verbreitet ist, dessen Praxis ihm nicht einen Augenblick zu seiner eigenen Erholung übrig lässt und der mit Ehren und Auszeichnung überschüttet wird. Die Studenten horchen auf ihn hin, wie auf ein Orakel, und dies mit Grund. Er geht in seinen Folgerungen nicht übereilt zu Werke; nur Wahrheit, wie langsam auch ermittelt, kann ihn befriedigen. Erinnern Sie mich, wenn Sie herüberkommen — und das müssen Sie einmal, — an die Geschichte von dem Bäcker. Ich will sie Ihnen dann ausführlich erzählen. Sie liefert einen glänzenden Beleg von dem Scharfsinn und der Geschicklichkeit des Professors. Vor einem Monate war ein Kranker ins Hospital gekommen, aus dessen Uebel Niemand klug werden konnte, und den man desshalb wieder zu entlassen im Begriff stand.

Auch der Prof. sah ihn: er besuchte ihn regelmässig eine Woche hindurch, beobachtete ihn auf's Aufmerksamste, bemerkte sich die unbedeutendsten Symptome, richtete seine Vorschriften darnach ein; doch blieb alles ohne Erfolg. Des Kranken Zustand veränderte sich nicht, und der Prof. konnte nicht angeben, was ihm eigentlich fehlte. Als er endlich eines Morgens wieder zu ihm an's Bett getreten war, sagte er zu ihm: „Nicht wahr, mein Lieber, Sie sind Lastträger gewesen? Aber waren Sie nie etwas anderes?" — „„Doch, Herr, stöhnte der arme Schelm, ich habe ein oder ein paar Jahre ein Kabriolet gefahren."" — „Nun, weiter," redete der Prof. ihm ermuthigend zu. — „„Dann,"" fuhr der Mann fort, „„wurde ich Schuster, hernach Sattler, und zuletzt Lastträger."" — „Andere Geschäfte als diese, haben Sie nie getrieben?" — „„Nein, Herr, nein."" — „Sind Sie dessen ganz gewiss? Besinnen Sie sich recht." — „„Nein Herr, gewiss nicht."" — „Bäcker sind Sie also nie gewesen?" — „„Doch, Herr, ja; aber das sind schon zwanzig Jahre her; auch war ich es nur wenige Monate; ich konnte es nicht vor dem Ofen aushalten."" — „Schon gut, mein Lieber: nun halten Sie sich nur ruhig, und sehen Sie zu, dass Sie in Schlaf kommen."

„Als die Studenten darnach im Hörsaal versammelt waren, da sagte der Prof. zu ihnen: „Meine Herren," ein Fall wie der mit unserem Lastträger, ist mir im Verlauf meiner Praxis nur ein einzigesmal vorgekommen. Es war dies vor achtzehn Jahren, und der Kranke ein Bäcker: ich habe ihn nach seinem Tode untersucht. Unser Kranker ist ein Candidat des Todes!"

„Nach diesem Vortrage beschrieb der Prof. den Sitz des Uebels, dessen Beschaffenheit, und die beste Weise es zu behandeln aufs umständlichste und klarste, wies auch nach, was zu dessen Erleichterung zu thun sei, und gab alle die Anzeichen an, die sich nach dem Tode zeigen würden."

„Der Kranke lebte noch wenige Tage, dann verschied er, und nach seinem Tode erwies sich, dass der Prof. in Allem, was er gesagt, völlig Recht gehabt hatte. — Nun, was sagen Sie zu einem solchen Gedächtniss und zu einer so raschen Auffassung?"

„Ein Mann klagt über eine Anschwellung des Oberschenkels, man untersucht, erwägt, muthmasst und zaudert, da kommt der Professor, betrachtet ihn, nimmt, ohne ein Wort zu sagen, ein Bistouri, sticht es bis auf den Knochen ein und

lässt einen Strom Eiter heraussprudeln. Bis auf den Knochen, so tief war der Herd." —

„Ein dritter Kranker stösst sich den Kopf, der Stoss aber hat keine Folgen, jedoch bilden sich später nervöse Zufälle, der Professor trepanirt, der Knochen wird weggenommen, die äussern Membranen betrachtet, eingeschnitten; nichts verkündet einen Abscess; aber derselbe ist doch vorhanden. Die Zeichen haben ihn angezeigt, er führt daher die Operation aus, welche er beim Schenkel anwendete, und siehe da, ein Strom von Eiter rinnt aus dem Gehirn! — Ein vierter Patient leidet an Symptomen, die ein Hinderniss in den Eingeweiden vermuthen lassen; man öffnet daher auf der einen Seite den Unterleib. Das Hinderniss zeigt sich; man lässt es verschwinden, allein die Symptome dauern dennoch fort. „Das Hinderniss ist doppelt," sagt der Professor, öffnet auch die andere Seite des Bauchs und heilt den Kranken! — Ein fünfter Patient stellte sich mit einer sehr geschwollenen Mandel dar, und man glaubte an eine einfache Entzündung. „Sie irren sich, meine Herren," sagte der Professor, „es ist eine einfache Hydatide, welche man wegnehmen muss; jedoch können auch analoge Bläschen in entfernten Punkten des Leibes vorhanden sein, und wenn diese da weggenommen wird, so können sich die andern rascher entwickeln." Nach diesen Worten fing der Professor an zu operiren, und das, was er wegnahm, war wirklich eine Hydatide. Den folgenden Tag bekam der Kranke eine Gesichtsrose, auch Schmerzen machten sich in einer Niere bemerkbar. Der Professor sagte nun: „Diese Niere beherbergt ebenfalls eine Hydatide, wenn sich selbige entzündet, so wird der Kranke sterben." Der Kranke starb nun, man fand wirklich das, was Dupuytren vorhergesagt hatte. — Wie wird Ihnen?"

„Für einen so überlegenen Mann ist jedoch die Abhängigkeit unerträglich. — Jeden Morgen steht der Professor um 5 Uhr auf, macht seine ersten Besuche von 6—9 Uhr Morgens, und die zweiten von 6—7 Uhr Abends im Hôtel-Dieu. An der Spitze seiner vielen Schüler durchfliegt er die Säle, verweilt bei jedem Bette, versichert sich den Zustand jedes Kranken: ist Alles in Ordnung gebracht und sind die Kranken verbunden, dann steigt er ins Amphitheater hinab, wo sich an 400 Zuhörer drängen und hält einen Vortrag über klinische und praktische Chirurgie. Seine anfangs dumpfe und niedere Stimme

wird bald stärker, seine Sprache beredter und dann fliessen aus seinem Munde die Thatsachen und Vorschriften, wie aus einer Quelle. Die gewöhnlichsten Krankheiten (weil deren Kenntniss am nützlichsten ist), dienen zur Basis, seiner Vorträge; die selteneren und merkwürdigen dagegen nur zu deren Ergänzung. Zwölf bis fünfzehn Individuen werden hinter einander jeden Tag untersucht, so dass sich die ganze Zahl jährlich über 1000 beläuft. — Es ist fast ohne Beispiel, dass Dupuytren einen Tag fehlt, seinen Dienst zu versehen, denn diese strenge Pünktlichkeit ist ihm Pflicht, und diese Pflicht fordert er auch von seinen Schülern. — Als Operateur lässt sich der Professor nie hinreissen, sondern ist stets von der Nothwendigkeit der Operation überzeugt; dann aber wird sie auch mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit und Kaltblütigkelt verrichtet, ja selbst die unvorhergesehensten Zufälle bringen ihn nicht ausser Fassung. Man sieht ihn dann mit Hindernissen kämpfen, mit Weisheit die neuen Anzeigen, die sich darbieten, ergreifen und auf der Stelle die Mittel zur Erfüllung erfinden. Ist die Operation vollendet, so setzt er die Gründe aus einander und zwar mit einer umfassenden Bestimmtheit, als wenn er es vorher in aller Stille auf seinem Studirzimmer mit grossem Bedacht aufgezeichnet habe; er zeigt dann die verschiedenen Mittel an, die angewendet werden können, lässt ihre Nachtheile und Vortheile sehen, rechtfertigt sein Benehmen durch praktische Beispiele, und gründliche Schlüsse. Hört man ihn, so bleibt man überzeugt, dass er nicht auf's Gerathewohl gehandelt, sondern dass er im Gegentheil viel nachgedacht, viel überlegt, erwogen und sich endlich nur aus gutem Grunde entschieden hatte, trotzdem dass er zu dem allen nur einige Minuten bedarf und dies ist der Punkt, wo man ihn wahrhaft bewundern muss. — Er setzt keine grosse Wichtigkeit in die Schnelligkeit der Bewegung und obgleich er voller Gewandtheit ist, wenn er will, so beschäftigt ihn die einsichtsvolle Arbeit der Operation doch weit mehr, als das Manuelle. Auch sieht man ihn sich oft von der Regel entfernen und abzuwechseln, zu modificiren, oder neue zu schaffen, je nach den modificirenden Umständen. Der Erfolg einer Operation ist stets der sorgfältigen Nachbehandlung beizumessen, und selbst vor der Operation ordnet Dupuytren ein zweckmässiges Regimen an, und versichert sich ob die Constitution von der Art ist, dass sie den Eingriff des Messers verträgt, und da er das Nachbehandeln besser versteht, als seine

Collegen, so hat er daher auch weniger Todte. Wie reich indess seine Erfahrungen überhaupt sind, zeigt schon allein das Jahr 1808, in welchem er 368 chirurgische Operationen machte, 170 Fracturen heilte und 300 Abscesse öffnete. Im Jahre 1816 machte er 600 Operationen. In 3 Stunden von Besuchen, Fragen, Vorträgen nicht erschöpft (wovon 1½ Stunden auf den Besuch des Hôtel-Dieu und 1½ Stunden auf die Klinik in zwei Sälen, jede von 70 Betten kommen; der eine Saal hält blos Weiber, der andere Männer; selbige sind stets gefüllt und enthalten die interessantesten Fälle), hält er noch eine Stunde lang eine Poliklinik über arme Leute aus den Provinzen, in welchen er noch 80 Leute abfertigt. Nun das nenne ich (Nevermann) doch mit Cäsar sagen: „veni, vidi, vici! und dies stimmt mit der unsterblichen weitläufigen Sorgfalt des Briefstellers über den Prof. schlecht, um so weniger, da es nicht ungewöhnlich ist, dass der Herr Professor in einer Stunde 20 Staardepressionen macht; ebenso wenig, wenn der Briefsteller James M'Linnie fortfährt: er besitzt einen erstaunenswürdigen beneidenswerthen Blick in Betreff der Diagnose und Urtheilskraft; er thut nur wenige Fragen und Untersuchungen und täuscht sich selten, während er späterhin über die wenigen Fragen den glänzendsten Vortrag hält. Von der Poliklinik gehts zur Privatpraxis und so kömmt es denn freilich, dass dem Professor wenig Zeit zum Studiren übrig bleibt; allein dazu weiss er auch Rath: er hat eine Menge Aerzte die für ihn lesen und ihm dann das Neueste mittheilen müssen; ferner weiss er durch sein starkes Gedächtniss die Erfahrungen der fremden Aerzte anderer Länder, die in Unmasse das Hôtel-Dieu besuchen, auszubeuten und sie für sich zu verwenden. — Somit ist Dupuytren nach dem Geständnisse Aller der merkwürdigste Mann unserer Zeit und ein solcher, der so glänzende Eigenschaften darbietet, muss ein Genie sein, denn ohne diese gelingt es nicht Ehrfurcht einzuflössen und eine Schule zu bilden; denn was er schreibt, trägt den Stempel von Beobachtungsgeist, Gradheit des Urtheils, die ihm eine so grosse Ueberlegenheit über seine Zeitgenossen sichert und sein Tod wird eine unersetzliche Lücke in der französischen Chirurgie bilden."

(Dies die Lichtseite über Dupuytren von James M'Linnie). Nun lassen Sie uns, meine Leser, auch einmal diese seine Schattenseiten, so weit ich (Nevermann) sie kenne, betrachten; ja wo Licht ist, da ist auch ein Schatten, und abgesehen

davon, dass er gründliche wissenschaftliche Bildung besass, Umsicht der Behandlung, Kaltblütigkeit und Kühnheit zeigte, so operirte er doch lieber, obgleich seine Hand schon zitterte. Er irrte auch mitunter gewaltig und wenn er den Irrthum nicht vertuschen konnte, so gestand er ihn ein, vorzugsweise aber wurden durch besoldete Trompeter die glücklichen Fälle ausposaunt; die unglücklichen aber verschwiegen. Dupuytren besass dabei einen leidenschaftlichen Hochmuth, eine eingelernte Grobheit, eine grosse Verachtung der Collegen, einen Stolz, eine Herrschaft und einen Despotismus, wie Niemand vor ihm; sehr auffallend ist daher das spätere, gegen Walpole gegebene Selbstgeständniss, und — grosse Geister wollen unumschränkt regieren; aus diesem Grunde erwähnt er nie irgend einen seiner Collegen. „Es gibt," sagt ein medicinisches Journal gegen Dupuytren, „einen wissenschaftlichen Glauben, der besonders von dem Lehrer, dem Kliniker gefordert wird, es ist die Gerechtigkeitsliebe, welche dem Kaiser gibt, was des Kaisers ist, die unter allen Bedingungen nur das Wahre, Beste, Vernünftige will. Sie verbirgt keine Fehler aus Furcht vor dem Publikum, und vor der gekränkten Eigenliebe; wenn denn ein solcher Mann zu behaupten wagt, dass auf allen Cathedern und in allen Büchern der europäischen Chirurgie nur sein Name genannt werden müsse, und dass es überhaupt nur eine Dupuytren'sche Chirurgie gebe, wenn er dabei glauben machen will, dass seine unfruchtbaren Collegen, nichts, gar nichts erfinden, nichts verbessern können, schmutzige Dummbärte sind, die nichts ohne seinen Befehl, oder ohne seine Bewilligung thun dürfen, und dass die französische Chirurgie nichts anderes sei, als die seines Hospitals; wenn er auf orientalische Weise absolut zu regieren und ein chirurgisches Papstthum zu errichten sich bestrebt; wenn er zu wünschen scheint, dass alle Arbeit in ihm beginne und in ihm aufhöre; wenn er mit Allen unzufrieden, die schmeichelhaftesten, ihm zu Theil gewordenen Lobeserhebungen als unzureichend erachtet, und dessen ungeachtet sie doch wieder auf dem charlatanmässigen Wege ängstlich wünscht und sucht, ja sich durch die unbedeutendste Kritik beleidigt und gleich einer 70jährigen Jungfer genothzüchtigt fühlt und darüber schreit, wenn er endlich statt das aufkeimende Talent zu ermuthigen, in diesem später nur glücklichen Nebenbuhler fürchtet, die ihm vielleicht das chirurgische Scepter entreissen könnten und solche nun verfolgt, — so mag er sich

Flachköpfe bilden, während ihm jeder tüchtige Chirurg die ihm gebührende Huldigung entziehen muss." Dies ist starker Tabak; aber wahr! Kehren wir zu unserem Walpole der den Brief von James M'Linnie weiter liest, zurück.

„Der Brief erging sich dann weiter über die Leichtigkeit Cadaver zu bekommen, so billig und so reichlich wie in England die Häringe; über die tägliche Ansicht von Gebrechen und Krankheiten jeglicher Art und in allen Stationen, im Secir-Zimmer; über den enthusiastischen Sinn der Lehrer und der Schüler, über den ernsten und begeisternden Charakter der Hospitalpraxis. — In weniger als vierzehn Tagen nach M'Linnie's Aufforderung, befand ich mich in der bunten Gesellschaft einer achtspännigen Diligence; die im Galopp nach Paris einher sprengte. Ich hatte mir ein Empfehlungsschreiben an eines der einflussreichen Mitglieder meines Standes verschafft; absichtlich nur eines, weil ich, wie Dr. Johnson, mich nicht mit mehr Hülfe beschweren wollte, als zu meinem Besten eben ausreichte. Wenn ein reisender Studiosus den Schlüssel zum Vertrauen eines Mannes von Gewicht und gütiger Gesinnung hat, so ist das für jeden Berufszweck hinlänglich. Wenn seine Glückseligkeit aber von gesellschaftlichen Genüssen abhängig ist, und er, wenn er sich nicht elend fühlen soll, einen ganzen Beutel voll Empfehlungsbriefen mit auf Reisen nehmen muss, so mag er ja die Reisekosten sparen und bei seinen Bekannten zu Hause bleiben. Mein Empfehlungsschreiben war mir von meinem Freunde Home (?) ausgestellt worden, welcher der Zeit dem anatomischen Fache zu Guy vorstand, und dem ich mehr Gutes verdanke, als er es Wort haben will. Seinem Empfehlungsschreiben und der Bekanntschaft, die es mir verschaffte, verdankt der Leser auch die merkwürdige Geschichte, die ich demnächst erzählen will. Dass es zu etwas Eigenthümlichem und Ungewöhnlichem führen würde, ahnte mir wohl aus den warnenden und rathenden Worten, womit es mir von Home übergeben wurde; doch liess ich mir nicht zur Hälfte träumen, was darnach folgen sollte."

„Mein Herr Walpole," sagte mein guter Freund zu mir. „Sie gehen nach einer sehr gefährlichen und verführerischen Stadt, und Sie werden Ihrer ganzen Festigkeit und all' Ihrer guten Grundsätze bedürfen, um nicht durch die Macht des bösen Beispiels mit fortgerissen zu werden. Lassen Sie sich nicht verleiten; das ist es, warum ich Sie dringend bitte. — „Ich

werde auf meiner Hut sein, Herr Home." „Sie werden in dem ärztlichen Studenten zu Paris einen andern sehen, als womit Sie hier zu verkehren gewohnt wâren. Es gibt wackere, junge Männer darunter, fleissig, unternehmend, kühn: aber in der Gesammtheit bilden sie ein eigenthümliches Corps. Knüpfen Sie nicht zu rasch mit irgend einem von ihnen ein vertrautes Verhältniss an." — „Sehr wohl, Herr." „Ich fürchte, Sie werden manche höchst tadelnswürdige, unmoralische, anstössige, entehrende Begriffe unter ihnen vorfinden — ich bitte, Herr Walpole, eignen Sie sich nicht das Wesen des Franzosen und noch weniger seine Laster an. Es gibt, wie ich es mit Bedauern sagen muss, wenig medicinische Studenten zu Paris, die nicht ein sehr verrufenes Leben führen und sich dessen gar öffentlich rühmen. Sie dürfen nicht lernen, in Paris ein Benehmen gut zu heissen, das Sie in London unbedenklich lasterhaft nennen würden." — „Gewiss nicht, Herr." „Noch habe ich Sie, mein theurer Freund, recht dringend darum zu bitten, es nie zu vergessen, dass Sie ein Christ und ein protestantischer Gentleman sind. Seien Sie besonnen und vernünftig und wenn irgend etwas Wahres an der Religion ist, so spotten Sie ihrer nicht, indem Sie aus dem Tag des Herrn monstrose Saturnalia machen. Da ist Ihr Brief."

Ich nahm mein Empfehlungsschreiben entgegen, verneigte mich dankend, und las dessen Adresse. Diese lautete: „dem Herrn Baron Dupuytren, Oberarzt im Hôtel Dieu, pp." „Ich führe Sie hiemit, Herr Walpole," fuhr Herr Home fort, „bei einem der ausserordentlichsten, und, was hierbei noch mehr zu Statten kömmt, der besten Männer in Europa ein. Ein wärmeres Wohlwollen, ein eifrigeres Verlangen, seinen Mitmenschen zu helfen und wohlzuthun, hat nie in eines Menschen Herzen geglüht. Er ist ausser aller Frage und unbestritten der erste Wundarzt unserer Zeit, auch beruft sich in seinem Fache die gesammte gelehrte Welt auf ihn; seine Praxis ist ungeheuer, und sie hat ihm im Gegensatz zu andern berühmten Aerzten von Paris, die, wenn ich nicht irre, meistens verhältnissmässig arm gelebt haben und auch so gestorben sind, ein immenses Vermögen erworben. So hoch er aber auch bei den Gelehrten und Grossen in Ansehen steht, werden Sie, sollte ich meinen, wenn Sie ihn erst näher kennen gelernt haben, mit mir darin übereinstimmen, dass seine Güte gegen Hülflose, seine emsige Sorgfalt für arme Kranke, seine unermüdliche Beachtung ihrer

Leiden und Bedürfnisse die Haupttugend dieses würdigen Barons sind. Wir sind alte Freunde, und ich bin überzeugt, dass er Sie schon meinetwegen gut aufnehmen, und Ihnen all' den Beistand und die Unterweisung geben wird, die in seinen Kräften stehen. Er wird Sie aber in Trab setzen, und Sie dürfen kein Langeschläfer sein, wenn Sie von seinem Unterricht profitiren wollen. Sie werden ihn täglich Morgens um 6 Uhr im Hospital auf seinem Posten finden, und während sich Faullenzer noch im Bette herumkehren, hat er schon einem Hundert Kranken das Nöthige verordnet, und sie durch freundliche und tröstende Worte gestärkt und ermuthigt." — Haben Sie unter dem Baron studirt? fragte ich. „Ich habe mit grossem Nutzen vor mehreren Jahren seinen Vorlesungen beigewohnt. Ich bin nie im Leben durch die Masse von Kenntnissen im Besitze eines einzigen Menschen mehr in Verwunderung gesetzt worden. Ich schloss mich dem Professor enge an, und er war so gütig, mich in seine Freundschaft aufzunehmeu. Ich habe unlängst zu meinem Erstaunen gehört, dass ihm ein rohes und brutales Wesen, und ein mürrischer Charakter beigelegt wurden, während ich — und ich habe ihn genau beobachtet — ihn nur höchst artig, und stets geneigt, Gutes zu thun, gefunden habe. Die armen Frauen und Kinder im Hospital liebten ihn als ihren Vater, und ich habe gesehen, wie ihre bleichen Wangen sich rötheten, ihre matten Blicken neu belebt wurden, wenn er sich ihren Betten näherte. Das, sollte ich meinen, deutet doch nicht auf die Rohheit und die Brutalität eines Arztes. Was sagen Sie dazu?" — So scheint's. „Nun denn, ich habe dem Baron einen langen Brief in Bezug auf mich und meine Forschungen geschrieben, in der Meinung, dass Ihnen das mehr von Nutzen sein wird, als ein förmliches Empfehlungsschreiben. Er wird Sie sicher freudig aufnehmen. Bedenken Sie, Herr Walpole, dass Ihnen eine solche Gelegenheit vielleicht nie wieder geboten wird; darum seien Sie verständig, und benutzen Sie sie auf's Beste." So sprach mein Freund, und so erhielt ich mein Empfehlungsschreiben von ihm. Mein einziger Zweck zu Paris war der ostensible, dessentwegen ich kam, und so ging ich denn; nachdem ich mir ein bequemes Logis bei Madame Bichat, einer würdigen Matrone in der Rue Richelieu, vis-à-vis le Palais Royal, gemiethet, und einen langen und vergnügten Abend mit meinem früheren Stubenburschen M'Linnie zugebracht hatte, sogleich an's Werk. Alle Erheiterungen

und Belustigungen bis zu einem Zeitpunkte aussetzend, wo nichts Besseres dadurch versäumt und so ihr Genuss noch erhöht würde, verliess ich meine Wohnung am zweiten Morgen nach meiner Ankunft zu Paris und schritt geradenweges der Wohnung meines künftigen Patrons zu. Es war 11 Uhr, die Stunde, um welche der Baron vom Hôtel-Dieu zurückzukehren pflegte, indem der wackere und ausgezeichnete Mann, wie ich von meinem Freund M'Linnie hörte, die fünf Morgenstunden von 6 bis 11 Uhr regelmässig jeden Tag den Armen widmete. Der Baron war unverehlicht, und lebte auf einem grossen Fusse, d. h. er hatte prunkende Gemächer, in welchen er zuweilen die geistreichsten und gelehrtesten Leute der Hauptstadt um sich versammelte, und führte einen guten Tisch, an welchem seine Freunde jederzeit willkommen waren; denn seine Gastfreiheit war unbegränzt. Er selber führte übrigens für gewöhnlich eine so mässige Lebensweise, wie nur immer möglich. Wenn er zu Hause war, so brachte er seine Zeit in der Bibliothek zu, und schlief in der kleinen Kammer die mit ihr in Verbindung stand, Letztere war, wie es in Frankreich mit allen Schlafzimmern der Fall ist, ohne Fussdecke, und überhaupt nicht besser ausgestattet, als ein Privatgemach in einem englischen Hospital. In ihrer einen Ecke stand eine eiserne Bettstelle, eben gross genug, um einen Schläfer von mittlerem Wuchse aufnehmen zu können; in der andern ein Waschapparat, und in einiger Entfernung von beiden ein Tisch und zwei Stühle. Der kahle und selbst unerquickliche Anblick dieses Gemaches machte einen unheimlichen Eindruck auf mich, als ich es auf meinem Wege zu dem grossen Manne selber passiren musste. Grosse Leute haben eben so wie kleine ihre Sonderbarkeiten und Grillen. So hörte ich, dass der Baron es sich grosse Mühe hatte kosten lassen, um eine Einrichtung zu treffen, die mir als höchst unbequem erschien. Eine Thüre, die von der andern Seite zur Bibliothek geführt hatte, war vermauert, und dagegen auf dieser Seite eine Wand durchbrochen worden, um einen Zugang zur Bibliothek zu bekommen. Und warum? Weil der Baron, der sich aus Nichts empor gearbeitet, seine früheren Tage in Armuth, ja selbst in grösster Dürftigkeit verlebt hatte, das Andenken, an seine früheren Bedrängnisse frisch erhalten und sich davor sichern wollte, dass er im Glück übermüthig und wohl gar pflichtvergessen würde. Der häufige Anblick der wenigen Artikel, die vor

20 Jahren sein gesammtes Mobiliar gebildet hatten, war allerdings wohl geeignet, ihn lebhaft an seine früheren Verhältnisse zu erinnern, und er hatte sie, wie er selbst gesagt, zu dem Ende zwischen, „die Schmeichelei der schimmernden Welt draussen, und die Stille seines dem Studium und dem Nachdenken geweiheten Gemachs" gestellt. Sie haben den Zweck, ihren Besitzer zuweilen herabzustimmen, sicher erreicht, denn sie thaten dies schon bei Fremden. Am Tage meiner Einführung hatte ich jedoch nur wenig Zeit, Bemerkungen zu machen, und sobald ich angemeldet worden war, trat ich rasch in das Sanctum sanctorum ein. — Es gibt eben sowohl eine Aristokratie der Gesinnung, wie eine Aristokratie des Reichthums und des Standes, und wenn man nicht ein herzloser Radikaler ist, kann man sich einem ausgezeichneten Individuum dieser Art nicht ohne ein Gefühl von loyaler Huldigung nähern, das dem, welchem es gilt, eben so sehr zur Ehre gereicht, als es der eignen Selbstachtung wohlthut. Ich betrat die Bibliothek des berühmten Professors mit ehrerbietigem Schritt. Er sass, sehr einfach gekleidet, an einem grossen Tische, der wörtlich genommen mit Büchern, Broschüren und offenen und versiegelten Briefen bedeckt war. Er war ohne Ausnahme der hübscheste Mann, den ich noch gesehen hatte, und ich blieb unwillkürlich stehen, um ihn anzuschauen und zu bewundern. In seiner sitzenden Stellung schätzte ich ihn auf 6 Fuss Grösse (er mass, wie ich nachher erfuhr, 6 Fuss 2 Zoll); er war von kräftigem und wohlproportionirtem Körperbau; in seinem Gesichte lag etwas Erhabenes und Gebietendes; jeder Zug war schön, der wohlgespaltene Mund nicht ausgenommen, auf dessen Lippe Spott genug zu lagern schien, um den zu verderben, der ihn aufgerüttelt haben möchte. Die Braunen waren voll, vorstehend, überhängend; im kleinen blauen Auge strahlte Gutmüthigkeit; die Sprache war sanft, ruhig, fliessend, zierlich, klar, scharf. Die Natur hatte sich vergriffen, als sie solche Augen und solche Lippen in Verbindung gebracht hatte. Ein edles Vorhaupt, ehrwürdig durch ein graues Haar, das es — obwohl der Baron kaum mittleren Alters war — bedeckte, vollendete das Bild, das sich meinem Blicke darstellte, und das ich rascher in mir aufnahm, als ich es hier, und unvollkommen dazu, wiedergebe. Der Baron, der Tags zuvor mein Empfehlungsschreiben erhalten hatte, erhob sich, um mich zu empfangen. Zuerst erkundigte er sich nach meinem Freund

Home; dann fragte er mich nach meinen eignen Plänen, hernach sprach er sehr weitläuftig über die verschiedenen Londoner Professoren, mit deren Wirken und Verdiensten er ganz genau bekannt zu sein schien. Ich brachte eine Stunde bei ihm zu, und ehe wir schieden, fühlte ich mich schon ganz heimisch bei meiner neuen Bekanntschaft. Im Verlauf der Unterhaltung dieses denkwürdigen Morgens wurde auch der Name Lawrence genannt. Der Baron lobte ihn nicht blos als einen geschickten Wundarzt, sondern auch als einen der originellsten und weisesten Männer seiner Zeit. Lawrence steht allerdings als einer der ersten Wundärzte in England in Ansehen; aber er hat sich durch den Druck von physiologischen Vorlesungen, in welchen materialistische und ungläubige Lehrsätze verfochten werden, einen nicht beneidenswerthen Ruf erworben. Bei den Ansichten vom Christenthum, die mir durch eine geliebte Mutter zeitig eingeflösst worden waren, konnte ich in dem hochbegabten Lawrence nur einen Feind seines Geschlechts erkennen, der die Talente missbrauchte, die ihm von der Vorsehung zu besserem Zweck verliehen worden waren. Demzufolge hörte ich mit einigem Unwillen und grossem Erstaunen die Lobpreisungen an, die von den Lippen des Barons flossen, und äusserte endlich, ihm wäre wohl die schändliche Schrift nicht zu Gesicht gekommen, die allen Gutgesinnten in England so viel Kummer und Besorgniss verursacht habe. „Le voilà!" rief der Baron nun aus, indem er das Buch von dem Tische aufnahm und es mir hinhielt (es waren seine famosen Lectures on physiologie, Zoology and the natural history of man. London 1819. 8.): „Es ist das edelste Werk des Zeitalters, frei von Vorurtheil und Bigotterie jeder Art, ich habe meine Ansicht von dem Manne nach diesem Buche gebildet. Wenn er nichts weiter gethan hätte, würde er sich dadurch allein schon unsterblich gemacht haben; denn er lässt das Gehirn denken und ist Materialist, was jeder sein muss. Die Philosophie und die Wissenschaft haben bislang allen seinen Theorien das Wort geredet; sie werden das ferner thun, und die Nachwelt veranlassen, ihn fast als einen Propheten und Seher der Natur zu betrachten. Sie können versichert sein, Lawrence ist durch die Schärfe seines Verstandes zu Folgegerungen gekommen, welche die Entdeckungen von Jahrhunderten als begründet bestätigen werden." Ich spreche die lautere Wahrheit, wenn ich sage, dass mir diese Aeusserungen unendlich

weh thaten, und ich einen Augenblick sprachlos da stand. Ich dachte Anfangs, ich müsste einen unerklärlichen Irrthum begangen, und meinen Empfehlungsbrief unrecht abgegeben haben. Home, der in religiösen Dingen fast ein Puritaner war, hätte unmöglich in so günstigen Worten von seinem Freunde sprechen können, wenn ihm die Ansichten bekannt gewesen wären, die derselbe so unverholen aussprach. Bei einigem Nachdenken überzeugte ich mich aber bald, dass hier von keinem Irrthum die Rede sein konnte. Es gibt nichts Verlegenerss in der Welt, als einem Vorgesetzten gegenüber zu stehen, und es mit anhören zu müssen, wie er Dinge vorträgt, die man für falsch erkennt, und worauf man doch nichts schicklich zu erwiedern weiss. Meine Jugend und des Barons tiefe Gelehrsamkeit und hohe Stellung, waren Barrikaden, die der freien Kundgebung meiner Ansichten im Wege standen, und doch schämte ich mich, im Schweigen zu verharren, und so gewissermassen anzudeuten, als pflichtete ich Grundsätzen bei, die mir ganz verhasst waren. — Ich kann nicht glauben, sagte ich endlich, dass die Wissenschaft auf die Dauer seine Argumente unterstützen, und es hindern werde, dass wir ferner eben so fest als je an unsern alten Fundamenten hängen. „Und warum," erwiederte der Baron rasch, „sollten wir immer die scheuen und blinden Nachtreter der Blinden sein? Ist es weise, auf zweifelhafte Zeugnisse an Dinge zu glauben, die mit dem Verstande im Widerspruch stehen? Ist es sündhaft, alle Eigenschaften der Seele in der Erforschung von Gesetzen zu verwenden, durch welche das Universum regiert wird? Und wenn die Erschauung solcher unwandelbarer und ewiger Gesetze nun die Fabel der Menschen zu nichte macht, die man inspirirte Autoren zu nennen beliebt hat, sollen wir dann jene Gesetze blos desshalb verwerfen, weil unsere Väter und Mütter, die in den Kenntnissen nur Säuglinge gewesen sind, nichts davon gewusst haben?" — Newton, mein Herr, hat auch grosse Entdeckungen gemacht, aber dennoch diese Fabeln respektirt, nahm ich mir zu antworten heraus. „Bah! Newton hielt seinen Blick auf eine mächtige und erstaunliche Region gerichtet, und wer würde nicht von einer Ehrfurcht vor dem durchdrungen, was er dort sah. Er betete die ungesehene Macht an; das thut Lawrence auch; er glaubte an eine Offenbarung; auch das thut Lawrence; bei Newton beruht die Offenbarung aber in dem wunderbaren Firmamente über und in der Erde

unter uns, und in den Herrlichkeiten, von welchen wir umgeben sind; was weiss er aber von Geologie und Chemie? was von dem, was durch sie an's Licht gekommen ist? — Vielleicht nur wenig; jedoch.... „Mein guter Freund," fiel mir der Baron in die Rede, „zu der Zeit, wo ihr grosser Philosoph lebte — ich wollte, er lebte jetzt — gab es noch keine physikalische Phänomene, um die Albernheit eines alten Schöpfungssystems nachzuweisen, keine handgreiflichen Beweise von der Existenz dieser Welt tausende von Jahren vor der Bildung von jenem. He!" — Ich höre Ihnen zu, antwortete ich; dennoch möchte ich mich ungern zu Ihren Ansichten bekennen. „Sie kommen," sagte der Baron nun, indem er die Lippen in einer Weise verzog, in der sich Geringschätzung oder Lächeln bekundete, „aus dem Lande der Melancholie und der Milzsucht, wo die Festtage durch Fasten gefeiert werden und die Ruhetage eine endlose Mühsal sind, und da möchten Sie ungern die Aussicht auf eine immerwährende Qual und eine ewige Verdammniss fahren lassen. Herr Lawrence ist Ihnen zu weit vorgeeilt, fürchte ich." — In diesem Augenblick wurde an die Thür gepocht, die zum Schlafzimmer führte, und der Diener des Barons trat herein, um einen Patienten anzumelden. Ich stand auf, um mich zu entfernen. „Adieu!" sagte der Baron dann mit einem abermaligen missfälligem Lächeln; „wir werden bei all Ihrer Frömmigkeit dennoch gute Freunde sein. Ich werde mich nach Ihnen umsehen. Vergessen Sie nicht, sich Morgen früh um 6 Uhr im Hôtel-Dieu einzufinden. Seien Sie pünktlich, Herr Walpole, und gedenken Sie meiner in Ihrem Gebet." — Diese letzte Aeusserung war von einem Blick begleitet, der sie zu einer positiven Beleidigung machte, und ich verliess die Bibliothek und das Haus mit dem festen Vorsatz, weder das Eine noch das Andere je wieder zu betreten. In welch einem ausserordentlichen Irrthum war doch der arme Home in Betreff des Charakters seines Freundes befangen! Das sollte der Mentor sein, der die Ansichten eines ins Leben tretenden jungen Mannes bilden, seine Schritte leiten sollte? Wie gross auch seine Talente und seine Kenntnisse sein mochten, und was ich auch dabei einzubüssen hätte, wenn ich seiner Freundschaft verlustig ging, wollte ich doch lieber auf jeden Vortheil Verzicht leisten, als den grössten durch die Aufopferung von Grundsätzen erkaufen, die mir schon in der Wiege ab so angelegentlich ins Herz geprägt worden waren. Ich war

über den Ausfall meiner ersten Zusammenkunft empört und gegekränkt. Alles hatte sich Anfangs so gut angelassen! Ich war von der äusseren Erscheinung des Barons eingenommen gewesen, hatte seine Rede so gut gefunden, und mich über die Art und Weise gefreut, in welcher er über meine künftigen Studien gesprochen und mir seinen Beistand dafür zugesagt hatte! Warum hatte der leidige Lawrence und dessen noch leidigeres Buch diese erfreulichen Aussichten nun zertrümmern müssen? Aber wenn sein Name nicht genannt, sein Buch nicht vorgezeigt worden wäre, wären mir die atheistischen Ansichten vielleicht immer fremd geblieben, die in meinen Augen die Verdienste sehr schmälerten, welche ausserdem des Barons ausgebildeten Geist schmückten. Es kann unmöglich eine Gemeinschaft und ein herzliches Einverständniss unter Personen bestehen, deren Ansichten über den wichtigsten Punkt des Lebens so weit wie die Pole aus einander liegen; auch verlangte mich nicht im Geringsten darnach. Abends ging ich zu M'Linnie und erzählte ihm, wie es mir mit dem Baron ergangen war. Er lachte über meine Scrupel. „Ich wusste es schon," sagte Mac, „hielt es aber kaum der Mühe werth, Sie davon zu unterrichten. Home hat aber auch keine Schuld: der Baron ist nicht mehr derselbe Mann, der er vor zwölf Jahren gewesen. Er ist jetzt ein völliger Ungläubiger, und macht kein Hehl daraus, er rühmt sich dessen vielmehr rechts und links; es ist dies seine Hauptuntugend. Er ist ein unbeständiger Patron. Wenn einer gegen ihn über Religion spricht, wie wohl es auch angebracht sein mag, so ist er gleich mit irgend einem Spott und Witz bei der Hand, während er seine eigenen Ansichten überall und zu jeder Zeit geltend machen will, und darauf rechnet, dass man zu Allem ja sagen soll." — Dann muss er sehr schwach sein, sagte ich. „Schwach? Nun, Sie sollten ihn einmal nach dem Calculus schneiden, oder eine Herniotomie ausführen sehen. Sie müssen mit ihm am Krankenbette sitzen, und seinen Vorlesungen beiwohnen, und wenn Sie ihn dann noch schwach finden, so möchte ich wissen, was Sie stark nennen!" — Aber seine Grundsätze... „Die stimmen allerdings nicht mit den neununddreissig Artikeln, aber er lehrt ja nicht Theologie! und ich bin nicht zu ihm gekommen, um seinen Glauben anzunehmen. So lange er in der Wundarzneikunde orthodox ist, weiss ich nichts auf ihn zu sagen. Ich habe in religiösen Dingen meine eigenen Ansichten, und wenn

die einmal locker werden oder nicht Stich halten wollen, so ist der Pfarrer der Mann, an den ich mich zu wenden habe, und nicht der Baron. Es ist dies ein Umstand, wo hin und wieder eine Dosis Stahl Noth thut." Es lag weltliche Weisheit in dem, was M'Linnie sagte: und es leuchtete mir, ehe ich von ihm ging, ein, dass ich wohl daran thäte, dem professionellen Unterrichte des Wundarztes volle Betrachtung zu schenken, ohne darum seine abscheulichen Grundsätze gut zu heissen. Demgemäss war ich ein paar Minuten vor 6 Uhr am andern Morgen im Hospital. Ich fand dort schon viele Studenten vor, und präcise 6 Uhr erschien auch der Baron. Er machte der gesammten Versammlung sein Compliment, und beehrte mich durch eine besondere Notiznahme. „Eh bien, jeune Chrétien;" redete er mich an, und gab mir die Hand, „haben Sie für meine Bekehrung gebetet? Es wäre sehr Unrecht von Ihnen, wenn Sie es nicht gethan hätten; ich habe Ihnen ja gestern gebeichtet." Das veranlasste ein allgemeines Gelächter unter den Studenten, denn die ärztlichen Studenten sind die ärgsten Parasiten, die man sich denken kann. Diese Worte wurden unter dem niedrigen Porticus des Gebäudes gesprochen, das mit seiner langen Stufenreihe, die eine Seite des Vierecks bildet, in welchem die Kathedrale von Notre-Dame ihren Haupteingang hat, und sicher nicht der wenigst interessante Theil dieses prachtvollen Gebäudes ist. Wir gingen dann ohne weitere Rede durch die Reihe der inneren Gebäude, der Professor voran, und gelangten nach einer oder ein paar Minuten zu einem geräumigen, sauberen und wohlgefüllten Gemach. Der Baron setzte sich an das erste Bett des Krankenzimmers, und die Studenten drängten sich eifrig zu ihm hinan um ja nicht eine Sylbe von dem zu verlieren, was er sagen würde. Der Vortrag jenes Morgens wird mir unvergesslich sein. Die Urtheilskraft, der Scharfsinn, die unwandelbare Fassung, und die vollendete Tüchtigkeit des Arztes rissen mich zur wärmsten Bewunderung hin. Ich vergass darüber den zwischen uns waltenden Zwiespalt. Er hatte Herz und Seele für seinen Beruf hingegeben, und dies mit einem Erfolge, der den Preis, womit er erkauft worden war, aufwog. Inzwischen war der Baron, wie ich dies, ehe noch eine Stunde verstrichen war, wahrnahm, voller Widersprüche. Es zeigte sich deutlich, dass er sich lediglich durch die ihm angeborne grosse Geisteskraft emporgeschwungen hatte, und dass es ihm gar sehr an den

lieblichen Eigenschaften gebrach, welche aus einer zeitigen Cultur und einer verständigen Anleitung entspringen. Er war leidenschaftlich, übereilt, und regellos im Temperament und im Sprechen, wenn er nicht seinen Patienten gegenüber stand. Er nahm auf die Gefühle von Männern seines eigenen Ranges keine Rücksicht, und führte eine mehr emphatische als zarte oder wohlgewählte Sprache gegen sie. Indem er in dem Krankenzimmer die Runde machte, kam er zu einem Patienten, der an einem Beinschaden litt. Er lösete die Bandage der Wunde, und sagte, obwohl er recht gut wusste, dass der ihm zur Seite stehende Arzt des Hauses dieselbe angelegt hatte: „Welcher Narr hat dies denn so plump gemacht?“ So sagte er mit Bezug auf einen anderen Collegen im Hospital, der in einem eigenthümlichen Fall eine eigenthümliche Behandlung vorgeschrieben hatte: „Das müsste ein Kind verordnet haben, was noch erst das ABC der Wundarznei lernen sollte; er würde schon vor zwanzig Jahren ausgelacht worden sein, wenn er solch veraltetes Zeug vorgeschrieben hätte.“ Ha! dachte ich im Stillen, wie muss dieser Mann sich in der Zeit verändert haben, wo Home ihn als seinen geachteten Freund verlassen hat. In mehreren Stücken hatte er sich indessen ganz und gar nicht verändert. Er hegte noch immer dieselbe Theilnahme für die armen Dulder, dieselbe Aufmerksamkeit für ihre Klagen und Bedürfnisse, dieselbe Zärtlichkeit und gute Laune für ihre Beruhigung, deretwegen er so sehr von Home gepriesen worden war. Er eilte nicht von ihnen wegzukommen, hörte mit der grössten Langmuth ihre vielen nichtsbedeutenden Fragen an, erlaubte sich gegen sie keinen rohen Scherz, ja nicht ein Wort, das die empfänglichste Empfindlichkeit hätte verletzen können. Wenn irgend ein armer Schelm eine Aengstlichkeit verrieth, die Zeit des Barons so wenig als möglich in Anspruch zu nehmen, und durch rasches Sprechen den Rest des Athems, der ihm noch geblieben war, zu erschöpfen drohte, so war der Baron mit einer wahrhaft rührenden Hast sogleich bemüht, dies zu verhindern. Wenn die Kranken vornehme reiche Leute, ja wenn es seine Brüder gewesen wären, er hätte ihnen keine grössere Theilnahme beweisen, sich nicht beflissener, ihnen zu Diensten zu sein, zeigen können. Unwillkürlich wurde mir der Baron durch seine Humanität gegen die Leute niederer Classen lieb. Als der Besuch im Hospital, wo mich Alles, was ich gehört und gesehen, angenehm überrascht hatte, zu Ende war

und ich mich entfernen wollte, sagte der Baron zu mir: „Arrêtez donc, oder fühlen Sie sich angegriffen.“ — durchaus nicht. „Nun, so bleiben Sie bei mir.“ Lebhaft und feurig mit der Miene eines Mannes, dessen Tagewerk erst recht beginnen soll, entliess der Baron dann die Studenten mit einer Verbeugung, und trippelte rasch treppab. Ich folge ihm, und sass im nächsten Augenblick mit ihm im Cabriolet, rasch durch die Strassen von Paris trapend. Plötzlich fragte er mich: „Haben Sie Courage, Herr?“ — Wozu? „Eine Operation anzusehen.“ — Ich habe schon mancher mit beigewohnt, antwortete ich, und einige derselben waren schlimm genug: doch bin ich weniger davon ergriffen worden, als diesen Morgen von den Beweisen Ihrer grossen Güte gegen die armen Kranken. „Ja, arm sind sie,“ sagte der Baron in einem weicheren Ton, als ich je von ihm gehört hatte. „Aber gerade bei den Armen thut Freundlichkeit Noth, Herr Walpole. Ha! Die Armuth ist ein furchtbares Ding!“ Unsere Fahrt endigte vor dem Hôtel eines der reichsten und angesehensten Grossen Frankreichs. Es stand dort schon ein Diener bereit, den Baron zu empfangen. Wir wurden mit grösster Ceremonie eine vergoldete Treppe hinauf und dann zu einem Prunkgemach geführt, wo wir drei Herren in einer sehr ernsten Conversation begriffen vorfanden. Bei unserm Eintritt verstummten sie sogleich, und näherten sich, um den Baron auf's Zuvorkommendste zu begrüssen; was er aber, wie es mir schien, sehr unschicklich, nur kalt vornehm erwiederte. — Wir dachten..., begann einer von ihnen; wurde aber gleich von dem Baron mit der Frage unterbrochen: „Wie steht es mit dem Patienten?“ Der Befragte schüttelte bedenklich den Kopf, und der Baron begann wie aus Instinkt ein Besteck von Instrumenten zu lösen, das er aus dem Cabriolet mitgebracht hatte. Dann fragte er weiter: „Die Entzündung hat also nicht nachgelassen?“ — Nein! „Die Symptome sind noch dieselben?“ — Ja. „Nun, zu ihm!“ Der andere Herr und der Baron gingen in ein Nebenzimmer; aus welchem, als sie die Thür eben hinter sich verschlossen hatten, ein lauter, schauerlicher Schrei erscholl. — In demselben Augenblick fragte mich einer der beiden Herren, die mit mir zurückgeblieben waren, ob ich mich schon lange zu Paris befände. Als ich ihm darauf geantwortet hatte, wollte er wissen, ob ich schon die neue Oper gesehen hätte. Ehe ich ihm darauf antworten konnte, drang abermals ein durchdringender Schrei bis zu uns; er liess

sich aber dadurch nicht im Geringsten stören, und fragte weiter: Eine Akademie, wie die unsrige, gibt es wohl in London nicht? Die Rückkunft des Barons und seines Begleiters überhob mich der Antwort. Ersterer sagte mit wenigen Worten, dass durchaus operirt werden müsste, und zwar auf der Stelle, wenn der Patient am Leben bleiben sollte. Die drei andern Aerzte, das waren sie, stimmten, sich beifällig verneigend, gleich bei, und der Baron nahm seine Instrumente zur Hand. Es ist Mode, von den Aerzten nur geringschätzig, wenn nicht selbst vorwurfsvoll zu sprechen; sie der absichtlichen Täuschung anzuklagen, und in ihnen höchstens legale Charlatane zu sehen. So sprechen vor allem diejenigen über sie, die den „Doctor" nie in Ruhe lassen, und ihn immer um sich sehen müssen. Aber es würde es Niemand mehr gewagt haben, sich über des Arztes heiligen Beruf geringschätzig zu äussern, wer, so wie ich, Zeuge der Operation gewesen wäre, die der Baron an diesem Tage ausführte. Sie ist seit Menschengedenken nur dreimal mit Erfolg beschaft worden, und dies zweimal durch ihn, der sie zuerst versucht hat. Es war etwas Grosses, sein ruhiges und geistreiches Gesicht dabei zu sehen; seine Hand, mit dem Messer bewehrt, das über Leben oder Tod entschied, fest und unerschüttert geführt wie der Geist, der sie leitete, und das Auge, das ihr in ihrem unfehlbaren Laufe folgte. Mir wurde nun die Verehrung klar, die diesem unvergleichlichen Meister von allen denen gezollt wurde, die seine Gewalt kannten. Innerhalb fünf Minuten, und Angesichts von Männern, die über ihre athemlose Bewunderung die Todespein des armen Dulders vergassen, war die Procedur beendigt, und das gefährdet gewesene Leben gerettet. Der Baron verliess den Halbohnmächtigen auf ein paar Minuten, um ihm etwas zu verschreiben; dann kehrte er zu ihm zurück, fühlte ihn an den Puls, und sagte zu dem Herrn, mit welchem er zuletzt gesprochen hatte: „Sollte sich etwas ereignen, so lassen Sie es mich wissen." — Das soll geschehen. Er wird nun durchkommen? „Gewiss! Adieu." — Adieu, Herr Baron. Se. Excellenz hat die Operation wunderbar bestanden. „Für eine Excellenz gut genug, bei dem geringen Mann wird das kaum beachtet." Als ich mit dem Baron wieder im Cabriolet sass, drängte es mich, ihm meine Bewunderung zu erkennen zu geben, doch fürchtete ich, dass er mir das durch eine Unart vergelten möchte, und so schwieg ich Anfangs. Endlich konnte ich mich aber nicht mehr

halten, und sagte: — Verzeihen Sie, Baron, es ist dies das Grösseste gewesen, was ich je gesehen habe. „Ich habe Grösseres gesehen," antwortete der Arzt, indem er die Stirn runzelte und die Lippen zusammenkniff, „viel Grösseres, Herr Walpole." Ich habe einen Matador gesehen, der sich in Reichthümer wälzte, von seinen Hunden liebkosen liess, und im Geruche christlicher Frömmigkeit stand, dabei aber das Winseln eines armen Knaben unbeachtet liess, der ihn um einige wenige Groschen ansprach, um sich durch einen todstrengen Winter zu helfen. Der Knabe hätte erfrieren können; doch fanden seine Bitten kein Gehör. Es ist, wie Sie gesagt haben, ein grosses Werk gewesen, der Knabe hat sich heute revanchirt. Der Baron fuhr direct nach Hause, und als ich mit ihm die Bibliothek betreten hatte, gab er mir einige Bücher, von welchen er glaubte, dass sie mir von Nutzen sein könnten; ehe ich ging, sagte er aber noch im freundlichen Ton zu mir: „Verargen Sie mir mein rauhes Wesen nicht, Herr Walpole, ich habe eine rauhe Schule durchgemacht. Es soll mir eine Freude sein, Sie oft bei mir zu sehen. Ich bin aus meiner guten Laune gebracht worden. Der Vater des Mannes, dem ich nach meiner Ueberzeugung heute das Leben gerettet habe, hat mich vor vielen Jahren, als ich ihn um eine Gabe anflehte, anzuflehen mich herabliess, durch welche sein geringster Knecht nichts entbehrt haben würde, deren ich aber bedurfte, wenn ich nicht von Hunger und Kälte umkommen sollte, von seiner Thür fortgetrieben. Ich habe ihm das nie vergessen noch vergeben, aber ich habe mich gerächt: der Sohn des vornehmen Herrn verdankt dem verjagten Bettler sein Leben! Eine gute Rache, n'est ce pas?" Ich war sehr versucht, zu glauben, dass es bei dem Baron zuweilen im Oberstübchen spucke, doch hütete ich mich, ihm anders als durch ein Kopfnicken zu antworten, was er sich in seinem Delirium deuten mochte, wie es ihm gefiel. Er drückte mir noch einmal die Hand und wiederholte seine Einladung, ihn in seinem Hause, insbesondre aber im Hospital zu besuchen, wo, wie er sehr richtig bemerkte, alle die Kenntnisse zu finden wären, die dem Arzte nachher zu Statten kommen könnten. Dann verneigte er sich und ich ging meines Weges. Drei Monate verstrichen wie so viel Tage in einer Beschäftigung, die zugleich begeisternd und befriedigend war, und all diese Zeit wurde ich, wie ich es nicht anders sagen kann, aufs Grossmüthigste behandelt. Trotz meiner

früheren Vorsätze fühlte ich mich nun durch ein Gefühl der Dankbarkeit an den Professor gekettet, das zu verlöschen und zu controlliren kein Leichtes gewesen wäre. Sein Wunsch mich in der Wissenschaft und der Erkenntniss meines Berufs zu fördern, war so ernsthaft, sein Streben mir die wichtigsten Resultate seiner mühsam erworbenen Erfahrungen mitzutheilen so unablässig, dass ich, wenn ich das nicht dankbar hätte anerkennen wollen, ein elender fülloser Mensch hätte sein müssen. Der Baron war mir sichtlich wohlgewogen, und trotz unserer religiösen Differenzen liess er keine Gelegenheit vorbei, mich in der Nähe zu sehen und mich mit kostbaren Mittheilungen zu bereichern. Ich musste ihm im Hospital bei seinen Privatkrankenbesuchen und in seinem Studirzimmer zur Seite sein. Er äusserte sich schmeichelnd gegen mich, dass er die Geradheit meines Charakters und den Ernst meines Studiums schätzte. So wurden wir zuletzt die intimsten und fast unzertrennlichen Freunde. Der Baron gab seine Angriffe auf unsre geheiligte Religion zwar nicht auf, aber ich bot ihm, durch die längere vertrautere Bekanntschaft kühner geworden, dreist die Stirn, und muss mir selber die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu erklären, dass die innere Stärke meiner guten Argumente vor den leichten Waffen des Witzes und des Lächerlichen, die meinem Freunde immer zu Gebote standen, vollkommen Stich hielt. Eines Morgens, Anfangs im Frühjahr, sass ich mit dem Baron wie gewöhnlich in dessen Bibliothek. Ich war ihm bei der Vervollständigung einiger Platten behülflich, die zu einem Werke über den Krebsschaden gehörten, das er herauszugeben im Begriff stand, und welches seitdem grosse Sensation auf dem Continente erregt hat. Der Kupferstecher hatte nach den Präparaten des Professors und unter dessen Augen gearbeitet, dennoch waren kleine Mängel dabei vorgefallen, und der Baron bediente sich meiner um diese aufzusuchen. Eben beide beschäftigt, er mit seinem Vortrage für den Tag, und ich mit meinen Kupferplatten, hörten wir heftig die Glocke der Hausthür anziehen. Des Barons Diener brachte ein Billet Er lass es und sagte: „Ich werde um 4 Uhr hinkommen.“ — Verzeihen sie, Herr, antwortete der Diener, der Jäger des Prinzen hat mir noch aufgetragen, zu bemerken, dass der Prinz wünschte, Sie möchten sogleich zu ihm kommen. „So?“ Nun, er hat seines Herrn Auftrag ausgerichtet; jetzt richte Du den meinigen aus und sage: „Ich wäre beschäftigt, sehr

beschäftigt, könnte desshalb nicht vor 4 Uhr zum Prinzen kommen. Das ist meine Antwort." Der Diener der seinen Herrn kannte, ging auf der Stelle. „Die unausstehlichen hohen Herrn meinen" rief der Baron entrüstet aus, „alle Welt sei nur zu ihrem Spass, für ihre Einfälle geschaffen, ihnen zum Spielzeug. Meint der Herr Prinz ich hätte nichts Besseres zu thun, als mich in seine Launen zu schicken und für jede Unbehaglichkeit zur Hand zu sein, die er sich durch zu vieles Essen zugezogen hat? Er macht den Bauch zu seinem Gott, und wenn er für diesen Götzendienst bestraft wird, dann winselt er sogleich nach seinem Arzte." — Sollte er denn nicht wirklich unwohl sein? fragte ich. „Das mag er wohl, doch ist das kein Grund, warum meine Studenten dem Prinzen nachstehen sollten. Seine Reihe kömmt auch; in der Praxis mache ich keinen Unterschied. Leiden ist Leiden, und der Schmerz eines Bauern thut ebenso weh als der Schmerz eines Königs. Fahren Sie nur mit dem Abdrücken fort Herr Walpole." In weniger als einer Viertelstunde sahen wir uns abermals gestört. Des Barons Diener trat, nachdem er leise angepocht hatte, scheu herein und sagte: — Es ist ein schmutziges Frauenzimmer draussen, das durchaus darauf besteht, dass ich Ihnen dies übergeben soll, odwohl ich ihr gesagt hatte, dass Sie beschäftigt wären und sie nicht sprechen könnten. Es ist eine schmutzige Person, Herr. „Das hast du schon einmal gesagt," antwortete der Baron indem er seinem Diener das Billet aus der Hand nahm, falls ein schmutziger Streifen Papier mit einer kaum lesbaren Schrift voller Klexe und Radierungen diesen Namen verdiente. Der Baron versuchte es ihn zu entziffern, konnte aber nicht damit zu Stande kommen und sagte dann zu Franz, er sollte die arme Frau herbeibringen. Sie kam, und Franz hatte darin nicht Unrecht, dass sie nichts weniger als sauber war. Sie war kaum nothdürftig in Lumpen gehüllt, und schien in jeglicher Weise in tiefem Elend zu sein. „Na, gute Frau," redete der Professor sie freundlich an, „nun sage sie mir so schnell sie kann, worinn ich helfen soll; wenn ich es vermag so soll es geschehen. Die Frau brach in Thränen aus, und sagte dass sie in St. Jacobs Viertel wohne, und ihr Mann ein Wasserträger sei. „Wie, ein Wasserträger?" fragte der Professor rasch. — Ja Herr, ein Wasserträger. „Weiter, weiter." Sie erzählte dann, dass er aus der Auvergne herstamme; dass er wegen Mangel

an Nahrung und Feuerung während des Winters ganz von den Beinen gekommen sei; dass er ohne eine Rinde Brodes und einen Spahn Holz darniederliege, und dass er würde sterben müssen und sie und ihre Kinder dann ganz verlassen in der Welt zurückblieben, wenn ihm nicht geholfen würde. Sie flocht in ihren kurzen Bericht manche rührende Details mit ein, und endigte mit der dringenden Bitte an den Arzt, zu sehen, ob er nicht ihren Mann retten könnte. Wir wollen Ihnen bezahlen, Herr, was uns nur immer möglich ist, sobald er wieder was verdienen kann, sagte sie und wenn nicht, so wird Gott Ihnen vergelten, was Sie an armen Unglücklichen gethan haben. Ehe die Frau noch ausgesprochen hatte, waren die Wangen des Barons ebenso bleich als die ihrigen, und seine Augen fast nicht minder feucht. Er griff in die Tasche, holte einen Thaler heraus und gab ihn ihr mit den Worten: „Geht, und kauft Euch Brod und Feurung; heute Nachmittag komme ich zu Euch.“ Die Frau wollte dankend aufschreien; der Baron rief ihr aber zu: „Halt! kein Wort, wenn Ihr wollt, dass ich etwas für Euch thun soll. Jetzt geht; ich kann noch nicht mit Euch gehen, weil ich, wie Ihr seht, sehr beschäftigt bin; aber ehe der Tag zu Ende ist, will ich Eurem guten Mann was verschreiben. Adieu, Adieu!“ Die Frau ging; sie war aber noch nicht die Treppe hinunter, als der Baron mich bat, sie wieder zurück zu rufen. Er sagte dann zu ihr im Tone der Entschuldigung: „Ihr müsst mich nicht für barsch halten: das ist mein Wille nicht. Ich will für Euch thun, was ich nur vermag, und Euer Mann wird hoffentlich bald wieder hergestellt sein. Nun, seid guten Muthes, und sprecht auch ihm Trost ein. Ich werde ab und an bei Euch vorsprechen. Adieu, ma chère.“ Der Professor begann nun wieder zu schreiben; legte aber die Feder aufs Neue weg, ehe noch fünf Minuten verflossen waren, und sass nun in Gedanken vertieft da. Dann stand er auf, ging einige Male im Zimmer auf und ab, und setzte sich neuerdings zum Schreiben nieder. Aber bald sprang er wieder von seinem Sitze auf, und zog die Klingel. Als sein Diener erschien, sagte er zu ihm: „Franz, sogleich das Cabriolet!“ Dann murmelte er vor sich hin: „ja lieber gleich; er kann ja ernstlich krank, in Lebensgefahr sein! Das ist eine Stunde Sache, und mit meiner Arbeit werde ich schon noch fertig.“ Dann wandte er sich an mich, und sagte: „wir wollen zu dem armen Burschen, Herr Walpole; kommen

Sie, ich möchte Ihre Meinung über sein Uebel hören." Der Wasserträger war in der That bedenklich krank, und es dürfte mit ihm ein schlechtes Ende genommen haben, wenn er nicht bald Hülfe bekommen hätte. Er lag in einem elenden Loche auf Stroh und es fehlte an den ersten Lebensbedürfnissen. Der Mann war durch Nahrungssorgen und Mangel an frischer Luft, eine Ursache, die an der Hälfte der Uebel schuldig ist, die den menschlichen Körper treffen, erkrankt. Der Baron erkannte sofort, dass für den armen Schelm in seiner Spelunke nichts auszurichten sei, und sagte, er müsse nach einem Hospital gebracht werden. — Ich kann ja nicht gehen, bemerkte der Kranke unwirsch. „Das weiss ich" erwiederte der Baron in gleichem Ton; „aber in einer Kutsche werdet ihr doch dahin gebracht werden können, wenn ich es wünsche." Dann wandte er sich an die Frau, und sagte, sie sollte ihn ankleiden, in einer halben Stunde würde der Wagen da sein; auch gab er ihr wieder ein Stück Geld. Desselben Nachmittags besuchte der Baron den Patienten im Hospital, liess ihn ein Bad nehmen, und verschrieb ihm Medicin. Er setzte seine Besuche täglich fort, bis der Kranke nach einem Monat so weit hergestellt war, um aus dem Hospital entlassen werden zu können. Damit noch nicht genug, schenkte er ihm dann einen Wasserwagen nebst Pferd und baare fünf Louisd'ors. Der Wasserträger ein stämmiger, rauher Kerl, wollte danken, war aber von der ihm widerfahrenen Grossmuth so überwältigt, dass er kein Wort hervorbringen konnte und wie ein Kind heulte. Ein Paar Monate darnach erschien er wieder im Hause des Barons, nun frisch und wohl aber in Gesellschaft eines Mannes der sehr elend aussah. „Ah, mon ami!" redete der Baron ihn an, und reichte ihm die Hand, wie gehts, was macht Ihr?" — Ia, Herr, das können Sie mir schon ansehen, antwortete der Wasserträger schmunzelnd. „Nun ja, Ihr seid wieder gut bei Fleisch. Aber was will denn Euer Freund da?" — Ei, seinetwegen bin ich eben gekommen. Er ist sehr unwohl, nicht wahr? Er ist auch ein Wasserträger. Er wollte zu einem andern Doctor gehen; aber das wollte ich nicht zugeben. Wie hätte ich das wohl können, nachdem, was Sie an mir gethan haben? Nein, das muss ich besser wissen. Er ist recht elend, und hat nicht einen Groschen im Vermögen. Mir schien das eine curiose Art sich dankbar zu bezeigen; der Baron aber lachte laut auf, und sagte, indem er die rauhe Hand des ehrlichen Wasserträgers herzlich drückte:

„Recht mein Sohn, ganz recht; führe mir nur alle Deine Bekannten zu.“ Als ich meinem Freunde M'Linnie das Benehmen des Barons gegen den Wasserträger erzählte, sagte er zu mir: Ja der Baron ist ein grosser Freund aller Auvergnaten, insbesondere der Wasserträger. Es ist dies zu Paris wohlbekannt. Vielleicht ist sein Vater ein Wasserträger, oder eine Auvergnatin seine erste Liebschaft gewesen. Wer kann sagen, was eine solche Vorliebe bei einem Geiste verursacht haben mag, der voller Sonderbarkeiten und Widersprüche ist! Ja wohl, Widersprüche! Ich hatte deren schon genug wahrgenommen; sollte aber noch Stärkeres erfahren. So z. B. erfährt er, wie ich später erfahren, dass Carl X. die Entbehrungen des Exils erduldet, augenblicklich macht er dem Exkönig das Anerbieten von einer Million, welches Carl X. auch annimmt. Alles ist angeordnet, als der Baron einen zweiten Brief empfängt, in welchem sich der Exkönig bedankt und ihm schreibt, dass sein Verhältniss ein besseres geworden. Carl X. soll diese Ergebenheit niemals vergessen haben.

Der Winter und das Frühjahr waren verflossen, und der Sommer war gekommen, der uns mehr freie Zeit liess. Der Sommer ist der lange Rasttag des Anatomikers. Eines Morgens wo ich mit dem Baron aus dem Hospital nach Hause zurückgekehrt war, äusserte er sich noch gotteslästerlicher als je, so dass ich ihn im Innersten empört, verliess. Nachdem ich mich, um mir den Aerger aus dem Sinn zu schlagen, unters Volk begeben, und bei dem schönen Wetter mehrere Strassen durchkreuzt hatte, kam ich, ich weiss nicht wie, zur St. Sulpiciuskirche. Ich trat hinein, und man denke sich mein Erstaunen, als ich dort, in der Capelle der heiligen Jungfrau Marie, den freigeistigen Baron auf den Knieen liegen und inbrünstig beten sah. — Er ist toll, toll! dachte ich bei mir selber. Wenn es Verstellung wäre, so wäre sie ärger, als sie, seit Satan zuerst die Sünde ins Paradies eingeführt hat, vorgekommen ist. Nein, es kann nur Wahnsinn sein! Nach beendigtem Gottesdienste, welchem der Baron all die Zeit knieend und betend beigewohnt hatte, stellte ich mich auf der Strasse unfern der Kirchenthür auf, um zu sehen, wie er sich weiter benehmen würde, und nöthigenfalls bei der Hand zu sein. Er verliess die Kirche aber mit einem so gemüthlichen Gesichte als je, und zog gemessenen, festen Schrittes seines Weges. Ich nahm mir vor, ihn von dieser meiner Ent-

deckung nichts merken zu lassen, damit ich ihn im Stillen noch besser erforschen könne, ohne dass er in mir einen Spion erkennete. Am Abend desselben Tages hielt der Baron eine Conversation bei sich im Hause, an welcher die ersten Personen von Paris, so am Range als an Talenten, Theil nahmen. Ich trat zugleich mit dem Oberarzt des Hôtel-Dieu in den Salon ein. Ersterer gab dem Baron die Hand; und als sie ein Paar Worte mit einander gewechselt hatten, fragte er plötzlich: Nun, Herr Baron, und sie waren heute in der St. Sulpiciuskirche? — „Ja, das war ich," erwiederte er ohne die Farbe zu verändern, während ich statt Seiner bis an die Ohren roth wurde, und setzte hinzu: „ich behandle einen kranken Priester, den mir die Herzogin von Angouleme anempfohlen hat — das ist's alles." Ich wunderte mich auch, dass Sie ein Heiliger geworden sein sollten. — „Damit hats auch gute Wege, antwortete der Baron laut auflachend. Aber der da," sagte er, indem er mich auf die Schulter klopfte, „wird ein Heiliger werden, ein St. Walpole. Das wird sich hübsch im Kalender ausnehmen! Aber das sage ich Ihnen, mein Freund, wandte er sich dann an mich, dass ich, wenn man Sie noch bei meinen Lebzeiten canonisiren sollte, als des Teufels Advokat auftreten und Ihre Anwartschaft streitig machen will, wenn auch nur um Sie für den Widerstand zu bestrafen, den Sie mir auf dieser Welt geleistet haben. Seien Sie sonach auf ihrer Hut!" Darnach liess mich der verstockte Sünder, über meine anscheinende Verlegenheit kichernd, stehen, und ging seinen Gästen entgegen, die in Massen herbeiströmten.

Ich besuchte von nun an die St. Sulpiciuskirche ein volles Vierteljahr hindurch tagtäglich, ja zuweilen selbst zweimal des Tages, ohne den Baron wieder darin anzutreffen. Endlich machte sich meine Ausdauer jedoch belohnt; ich sah ihn wieder einer Messe in der Capelle der Jungfrau Maria beiwohnen, andächtig beten und Almosen geben. Als der Gottesdienst zu Ende war, und er sich entfernt hatte, näherte ich mich rasch dem Küster und fragte ihn: Wer war der Mann der eben fortging? Es ist Herr Baron Dupuytren, antwortete er, und setzte zugleich hinzu: ein fleisiger Kirchgänger. Wirklich? — Ja Herr. Ich bin nächsten Ostern hier zwölf Jahre angestellt, und habe gesehen, dass Herr Dupuytren regelmässig jährlich viermal zu dieser Messe kommt. Kurios, sagte ich unwillkürlich halblaut. — Keineswegs, entgegnete der Küster, er

hat sie ja selber bestellt. Immer schlimmer! Der Widerspruch des Verächters heiliger Dinge gab sich mehr und mehr schamlos und unverzeihlich kund. Er soll mir nur wieder kommen mit seinem Hohn! rief ich aus, als ich die Kirche verliess; es sich ferner unterstehen, meine Grundsätze schwach und kindisch zu schelten, und sich über Alles lustig zu machen, was das Leben Heiliges, Gutes, Tröstendes hat! Mit einem Worte will ich ihn zu Schanden machen. Als ich aber ruhiger geworden war, sah ich ein, dass ich in dieser Weise so mein Ziel verfehlen, meinem Widersacher einen Vortheil über mich geben könnte. Er konnte ja bei seiner ersten Ausrede, dass er nur einen kranken Priester besuche, bleiben, und möglicherweise die Effronterie so weit treiben, geradezu abzuleugnen, was ich mit eigenen Augen gesehen hatte. Sonach war es besser, ihn förmlich zu überrumpeln; ich erkundigte mich also bei dem Küster, wann der Baron wieder die Messe hören würde, und stellte bis dahin die weiteren Besuche der St. Sulpiciuskirche ein. Ehe dieser Zeitpunkt eintrat, ereignete sich aber ein rührender Zwischenfall, den ich, da er von wichtigen Folgen war, nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Eines Abends desselben Sommers, als es schon spät war, und der Arzt, von den Tagesmühen erschöpft, sich zur Ruhe und ich mich nach Hause begeben wollte, meldete Franz noch einen Fremden an. Es war ein alter Mann mit grauem Haar und bleichen Wangen. Auf seinem Gesichte, aus welchem ein frommer Sinn und Ergebung die Spuren des Leidens nicht völlig hatten verwischen können, thronten Milde und Freundlichkeit, und es lag in seinem ganzen Wesen eine liebliche Würde, die auf den ersten Blick Achtung einflösste. Als er eingetreten war, verneigte er sich mit Anstand vor dem Baron und sah ihm schüchtern in's Gesicht. „Was steht zu Diensten?" redete dieser ihn barsch an. — Erlauben Sie zuvörderst, dass ich mich setze, antwortete der Fremde kurz athmend, mit schwacher, bebender Stimme; ich bin sehr erschöpft. Als ob er sich von einem Vorwurf getroffen fühlte, stand der Baron sofort von seinem Sitze auf, und bot dem Greise einen Stuhl an. — Ich bin alt, sagte dieser dann, und meine Beine wollen mich nicht recht mehr tragen. Ich bin der Priester eines kleinen Dorfes weit von hier. „Uff!" fuhr der Baron heraus, aber der alte Mann berichtete weiter: — Vor zwei Jahren bekam ich eine Geschwulst am Nacken, die unser Dorfarzt unerheblich hielt;

aber sie brach zuletzt auf, und da habe ich lange das Bett hüten müssen. Ich habe aber vier Sprengel vorzustehen, und bin ohne Gehülfen. Es lastet also eine schwere Pflicht auf mir, doch Gott ist gut, Herr .... „Zeigen Sie mir ihren Nacken," unterbrach ihn der Baron; doch fuhr der Priester fort: — Und meine Gemeinden sind es auch. Als ich ein wenig besser war, erboten sich meine Pfarrkinder, sich alle in einer Kirche zu versammeln, um mir mein Amt zu erleichtern. Aber Herr, wie konnte ich es zugeben, dass die armen Leute, die die ganze Woche schwer arbeiten müssen, meinetwegen des Sonntags weite Wege machen und zugleich ihre einzige Erholung einbüssen sollten! Alles dieses wurde mit einer so durchaus natürlichen Einfalt gesprochen, dass dadurch nothwendig eine grosse Theilnahme für den Sprecher angefacht werden musste. Ich hörte ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu; der Baron aber hatte bei weitem die Geduld nicht mit ihm, die er früher den Wasserträgern bewiesen, und unterbrach ihn abermals mit der Aufforderung, er solle zur Sache kommen. — Das wollte ich eben, erwiederte er sanft. Ich hoffe, Ihre Geduld nicht zu ermüden ... Als ich nun nicht wusste, was dabei zu thun sei, da rieth mir ein Freund, ich sollte nach Paris gehen, und Sie consultiren. Das hatte aber seine Schwierigkeiten, Herr. Der weite Weg, die schweren Kosten! Wir haben viele Arme in unserem Bezirk, und dürfen kein Geld unnütz weggeben. Als ich aber so weit herunter gekommen war, wie Sie mich jetzt sehen, da durfte ich das Geld für solche Reise nicht ferner als weggeworfen betrachten; und so habe ich mich auf den Weg gemacht. Ich bin erst vor einer Stunde angekommen, und habe keinen Augenblick verweilt. Der Baron, der bei der rührenden Erzählung des wackern Geistlichen eine theilnahmlose Kälte affectirt hatte, untersuchte nun dessen Uebel mit der grössten Aufmerksamkeit. Es war von höchst bedenklicher Art, und zu verwundern, dass der Patient dabei bis dahin habe am Leben bleiben können. „Für Sie ist keine Hülfe mehr," sagte der Baron sodann in einem Ton, der mir unter den Umständen des alten Mannes, fern von der Heimath, von seinen Freunden und von alle dem, was eine Calamität minder drückend und peinlich macht, brutal erschien. Ich hätte dem Greise gern ein Wort des Trostes gesagt, musste aber fürchten, dass mir dieses als vorlaut ausgelegt worden wäre. Der ehrwürdige Priester vernahm sein

Todesurtheil indess ohne Furcht und Zagen. Er legte sich seine Bandagen mit fester uud ruhiger Hand wieder an, und holte ein leinenes Beutelchen hervor, aus welchem er ein Fünffrankenstück herausnahm. — Es ist dies, sagte er zu dem Baron, für die Consultation eines so berühmten Arztes, wie Sie sind, freilich nur ein geringes Honorar, aber ich habe Ihnen schon gesagt, dass meine Gemeinde arm ist, und so kann ich ihr für diesen elenden Leib keine grossen Opfer auferlegen. Indessen danke ich Ihnen für Ihre Güte, Herr, denn nun werde ich doch nicht unvorbereitet sterben. „Ja, ein Priester muss mit Stoicismus prunken, wenn er auch nichts davon fühlt," sagte der Baron. — Nein Herr, ich kann mich dessen nicht rühmen, entgegnete der Greis respectvoll. Ich habe die furchtbare Kunde, die Sie mir eben mitgetheilt, nicht mit dem Gleichmuth aufgenommen, den ein Stoiker bewiesen haben würde. Sie hätten einem alten Manne gegenüber sich freilich wohl etwas weniger barsch und kurzweg aussprechen können; doch verzeihen Sie mir diese Aeusserung, es sollte keine Beleidigung sein. Der Baron erröthete. — Ich bin ja auch nur ein Mensch, und kann desshalb nur menschlich fühlen. Der Tod bildet eine furchtbare Kluft zwischen Himmel und Erde; doch ist das Land jenseits darum nicht minder lieblich. „Sie sprechen wie es Ihnen gelehrt worden ist." — So ist's. „Und lehren es Andere wieder?" — Das thue ich. „Ist's aber die Frucht Ihrer Ueberzeugung?" — Ueberzeugt, Herr, bin ich, dass ich nur ein geringer Diener Christi bin, unvollkommen genug, dem Himmel seis geklagt! Ihre Aeusserung lege ich Ihnen jedoch nicht zur Last; ich war darauf gefasst. Nun leben Sie wohl! Ich meines Theils will nach der Auvergne zurückkehren, und in der Mitte meiner Lieben sterben. „He!" rief der Baron, durch dies Zauberwort gerührt und besänftigt aus; „warten Sie doch noch ein wenig. Ich bewundere ihre Ruhe und muss ihre Kraft im Dulden achten. Aber wird Ihnen Beides bis ans Ende bleiben?" — Ich bin gebrechlich, Herr, und sehr schwach, antwortete der Priester. Ich möchte indess gern noch leben, ich hätte noch so manches abzumachen . . . „Hören Sie! ein Mittel gäbe es wohl noch, Sie zu retten; das wäre aber eine lange, sehr schmerzhafte Operation, ohne Gewissheit des Erfolges." — Doch mit einiger Wahrscheinlichkeit? — „Mit Wahrscheinlichkeit, ja, und wenn ich ein Priester des Auvergnats wäre, so riskirte ich es darauf." — Das ist genug, Herr;

ich bin bereit! Ich bin es meinen lieben Pfarrkindern schuldig, und Gott wird mir die nöthigen Kräfte dazu verleihen. Der Baron schrieb nun einige Zeilen auf, und gab sie ihm mit dem Bedeuten, sich damit ins Hôtel-Dieu, nach dem St. Agnes-Saal zu begeben. „Die barmherzigen Schwestern dort," sagte er, „werden es Ihnen an nichts fehlen lassen. Ruhen Sie sich einen oder ein Paar Tage aus, und ich werde dann sehen, was für Sie zu thun ist." Der Priester dankte dem Baron aufs herzlichste für seine Güte, verneigte sich ehrerbietig und ging. Der freigeistige Arzt aber sass mehrere Minuten in Gedanken vertieft da, und brach dann unter einem Seufzer in den Ausruf, „der glückliche Mann" aus. — Glücklich? Herr Baron, sagte ich. „Ja glücklich! Herr Walpole. Wie falsch und fabelhaft auch das System ist, auf welches er baut, ist er doch wegen des Glaubens zu beneiden, der ihn so sicher durch das Meer der Trübsal trägt, wie Ihr Dichter diese klägliche Welt mit Recht nennt. Wenn sich ein solcher allmächtiger Glauben kaufen liesse, kein Preis wäre zu hoch dafür. Wer würde nicht gerne alle seine Habe für einen solchen Hoffnungsanker hingeben?" — Sie könnten ihn ja haben, Herr Baron; aber Sie stossen ihn von sich. „Nichts mehr davon," unterbrach mich der verstockte Mann hastig. „Jener schwache, wenn auch liebenswürdige Priester nimmt für eine ausgemachte Wahrheit an, was die gesunde Vernunft ohne bündige Beweise verwerfen muss. Ich suche das Problem zu lösen, stosse aber gleich beim ersten Argument auf eine Absurdität." — Dann hat der schwache Mann aber Ursache, sich seiner Schwäche zu freuen. „Das gebe ich zu; er kann sich deren im höchsten Grade freuen." — Wie verschieden doch die Ansichten sind, sagte ich dann. Die in dem Glauben dieses alten Mannes beruhende Kraft des Ausharrens ist mir eben der vollkommenste Beweis der Wahrheit und des himmlischen Ursprungs dieses Glaubens. „Sie sprechen da, Herr Walpole, wie ein Schulknabe, der von der Religion nichts weiss, als was ihm sein Katechismus sagt und der unwissende Schulmeister erklärt, und von der Welt nichts, was über die Schwelle der Schulstube hinaus geht. Wissen Sie denn nicht, dass nur die Form vergeht und die Substanz besteht wie es Ihnen die Philosophie und Naturforschung tagsichtlich lehrt? Wissen Sie denn nicht, dass die Religion blos den Schwachen und Unmündigen zu Liebe gemacht worden, damit diese, gleich den Kindern eine Puppe zum Spielen, und die bornirten Pfaffen ein Gängelband zum

Leiten in Händen haben? Wenn die Befähigung, Leiden standhaft zu ertragen, über den Werth des Glaubens entscheiden soll, so würden der Indianer und Hindu der Wahrheit und dem Himmel näher sein als der Christ. Da sehen Sie wie es mit Ihrem vollkommenen Beweis steht." Diese Debatte endigte wie alle früheren ähnlicher Art: wir kamen dabei nicht weiter, und sie wirkte mehr auf unsere augenblickliche Stimmung, als auf unsere Ansichten. Der Priester war inzwischen auf die Empfehlung des Barons im Hospital aufs Beste aufgenommen und behandelt worden. Nach einigen Tagen wurde zu der nöthigen Operation geschritten. Sie währte lange, und war sehr schmerzlich; doch ertrug der Patient sie ohne Klage, wenn ihm der hohe Grad des Schmerzes auch einzeln einen Schrei entriss. Man wusste nicht, was man mehr bewundern sollte, die christliche Seelengrösse des Patienten, oder die triumphirende Geschicklichkeit des Operateurs: beide waren vollkommen. Als die bange Scene vorüber war, drückte der Arzt dem Priester zärtlich und ermuthigend die Hand und wischte ihm mit seinem Taschentuche den Angstschweiss von der Stirn; dann lies er ihn vorsichtig ins Bett legen, und blieb bei ihm, bis er erschöpft einschlief. Nach mehreren Wochen, während welchen der Arzt sein Bett stets zuerst besuchte, sich gern mit ihm unterhielt, und am Ende so befreundet mit ihm wurde, wie wenn sie von Kindheit an mit einander bekannt gewesen wären, war der Priester völlig hergestellt. Er nahm unter Thränen des Dankes Abschied von seinem Wohlthäter, und kehrte freudig und wohlgemuth nach seinem Dorfe zurück.

Gerade acht Tage nach des Priesters Abreise erschien nun auch der Tag, wo ich, nach Angabe des Küsters, darauf rechnen durfte, den Baron wieder in der St. Sulpiciuskirche anzutreffen. Ich stellte mich zeitig ein und wurde, als ich eben in die Strasse einbog, die zu dieser Kirche führte, einige Schritte vor mir seiner ansichtig. Er trat rasch hinein, und begab sich nach seinem gewohnten Platz. Ich setzte mich, in hohem Grade aufgeregt, in seine Nähe, und bemerkte, ohne dass ich ihn geradezu ansehen mochte, dass er mich scharf aufs Korn nahm, jedoch im Uebrigen keine Ueberraschung verrieth. Er verrichtete, wie früher, in Andacht sein Gebet, und ging, als der Gottesdienst beendigt war, in Ruhe seines Weges. Ich eilte ihm nach, und als ich ihn schon an der Schwelle der Kirche eingeholt hatte, da rief ich aus: — Baron!

„Herr Walpole," antwortete er mit der grössten Seelenruhe. — Ich bin hoch erstaunt, Sie hier anzutreffen. „Erstaunt? das können Sie nicht sein; sind Sie doch ausdrücklich desshalb hergekommen. Ei, Herr Walpole, kann ein Christ sich denn auch verstellen, wie andere Leute." — Nun, ich begreife Sie nicht, antwortete ich, über seine unerschütterliche Ruhe ganz erstaunt. Sie finden die Religion lächerlich, spotten meiner, dass ich sie achte, und kommen doch zur Kirche um zu beten! Sie glauben nicht an Gott, und wohnen dennoch andächtig einer Messe bei! „Es ist ein freundlicher Morgen, Herr Walpole, und wir haben noch eine halbe Stunde übrig; geben Sie mir ihren Arm," war Alles, was er mir erwiederte. Ich war dadurch so aus der Fassung gebracht worden, dass ich weiter kein Wort aus Aerger vorzubringen wusste, und mich schweigend von ihm führen liess. Wir kamen zu einer elenden schmutzigen Gasse; dort zeigte der Baron auf das verwittertste Gebäude hin, und forderte mich auf, zu dessem sechsten Stockwerk hinaufzuschauen. „Sehen Sie dort das Fenster, zwischen welchem eine Leine ausgespannt ist, auf welcher Zeug zum Trocknen hängt?" fragte er mich. Ich bejahete es. „Nun," fuhr er fort, „in dem Loche, das durch jenes Fenster kaum nothdürftig Luft und Licht erhält, habe ich Monate lang gelebt. Die Messe, bei der Sie mich dreimal beobachtet haben, steht damit, und mit Dingen, die sich von dort herschreiben, in Verbindung. Jene Dachkammer ist meine Wohnung gewesen; die Erinnerung daran ist mir noch so frisch, als wäre sie von gestern. Dort, dort habe ich gehungert!" Er blickte einige Secunden lang zu dem melancholischen Fenster hinauf, bis ihm sein Auge trübe ward, und in Thränen schwamm, dann sagte er hastig und in abgebrochenen Sätzen: „Herr Walpole, die Armuth ist etwas Fürchterliches! Ich habe selber Schmerzen ertragen, und unerschüttert das Schreien und Aechzen von Andern ja von Tausenden gehört, wenn ich in meinem Berufe sie davon zu erlösen suchte; aber es überläuft mich ein Schauder, wenn ich an die Zeit zurückdenke, wo ich nach einer Rinde Brod's schmachtete; wo mir die ganze Menschheit feindlich gegenüberstand, wie wenn ich, weil arm, ein Schurke gewesen wäre; wo Aller Herzen sich von mir abwandten! — Aller Herzen? nein," berichtigte er sich, wie wenn er sich selber berufen wollte, „das ist nicht wahr, sonst stände ich jetzt nicht vor Ihnen, um Ihnen meine Geschichte zu er-

zählen.“ Der Baron schwieg einen Augenblick, und fuhr dann fort: „So hoch ich jetzt stehe, Herr Walpole, eine so glänzende Laufbahn ich, wie ich es dankend anerkenne, auch gemacht habe, — denn der Baron war nämlich Professor an der Fakultät der Medicin, Ober-Wundarzt des Hôtel-Dieu, Generalinspector der Universität, Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften, der der Medicin, Leibchirurg zweier Könige, Freiherr, Ritter vieler hoher Orden und ein Mann von immensem Vermögen, denn seine jährliche Einnahme betrug weit über 400,000 Franken — gibt es unter all' den ausgehungerten Elenden, die in dem Moder dieser überfüllten Metropole umherkriechen, doch Keinen, der mehr als ich gelitten, bitterere Stunden als ich überstanden hätte. In dieser Stadt des Glanzes und der Verdorbenheit, wo sich die Extreme der höchsten Genüsse und der zermalmendsten Entbehrungen und Leiden begegnen, habe ich Prüfungen bestanden, welchen die kräftigsten Geister erlegen sind und welchen auch ich, ohne die uneigennützige Liebe desjenigen, dessentwegen ich heute zur Kirche gekommen bin, erlegen sein würde. Die Armuth in ihrem Grellsten ist mein Loos gewesen: kein Geld, keine Kleidung, Hunger und Durst! In jenem Gemache habe ich im strengsten Winter mit dem schwachen Athem, den mir ein gänzlicher Mangel gelassen hatte, stundenlang auf die erstarrten Finger geblasen, um sie aufzuthauen.“ — (Seine Biographen Marx und Brierre de Brismont nämlich lassen ihn den 5. Oktober 1777 als Sohn eines armen Advokaten zu Pierre-Buffien einer kleinen Stadt der Haute-Vienne geboren werden, und ihn 12 Jahre alt durch einen Offizier ins Collegium von la Marche bringen, wo er glänzende Reden machte und viele Preise gewann, was alles unrichtig ist.) — Ists möglich? rief ich unwillkürlich aus. „Sie werden glauben es übersteige des Menschen Kraft so etwas zu ertragen, und ich kann es Ihnen nicht verdenken; doch ist es die reine Wahrheit. Meine Eltern geringe, blutarme Leute, aber gut und brav, hatten mir, als ich, um mich dort auszubilden nach Paris ging, all das Geld was sie nur aufbringen konnten mitgegeben; auch glaubte ich mehr als genug daran zu haben. Als ich erst die Hälfte meiner Zeit hier zugebracht hatte, verlor ich leider den Vater und die Mutter, von einem bösartigen Fieber hinweggerafft. Es war dies ein harter Schlag, der mich einen Augenblick zu vernichten drohte, doch auch

nur einen Augenblick. Ich hatte es auf Hohes abgesehen, ein Entschluss, der sich bei dem nicht wankend machen lässt, der die Kraft, sein Ziel zu erreichen in sich fühlt. Ich hatte einen Bruder, an diesen schrieb ich, schilderte ihm meine Lage und bat ihn, mir einige Louisd'or zur Vollendung meiner Studien zu leihen, wonach ich sie ihm mit Interressen zurückzahlen wollte. Er schickte mir den vierten Theil der Summe um die ich ihn gebeten hatte, mit einem langen kalten Ermahnungsschreiben, in welchem er mir rieth, mein Studium aufzugeben, und lieber zu dem bescheideneren Gewerbe meiner Angehörigen zu greifen. Ich schickte meinem Bruder Geld und Brief zurück, obwohl ich an jenem Tage nichts genossen, keinen Heller in der Tasche hatte. Wenn nicht eine Frau die eben unter mir wohnte, mir eine Rinde Brods gegeben hätte, so hätte ich ein Verbrechen begehen müssen, um den Schrei der Natur zu beschwichtigen. Wie ich mein Leben tagelang gefristet habe, das weis ich nicht mehr; doch entsinne ich mich, dass ich von einem vornehmen, reichen Manne gehört hatte, der wegen seines Reichthums, seines guten Herzens und all der Tugenden renommirt war, welche die Welt den reichen Matadoren so willig zuschreibt. In einem Augenblick des Enthusiasmus und des unbegränzten Vertrauens setzte ich mich nun nieder und entwarf eine Bittschrift an diesen hohen Herrn. Ich sprach mich darin aus, wie sich ein denkender Mann gegen einen denkenden Mann nur aussprechen kann, wie jemand der sich mit Mühe durch Dunkel und Trübsal zu Nützlichkeit und Ehre hinarbeitet, und der nur um einige Brosamen von des reichen Mannes Tische bittet, um sich bei seinem Streben behaglich und glücklich zu fühlen. Ich hatte in tiefster Demuth um diese Brosamen gebeten, statt ihrer aber nur eine erlogene kalte Entschuldigung erhalten. Ich kroch mit einem von Furcht und Bangigkeit gebrochenen Gemüthe hin zu seinem Thorwege, und wurde von seinen Sclaven fortgehetzt. Sie sind eben mit mir durch denselben Thorweg gegangen, und Zeuge des Triumphs gewesen, den ich an dem Bette seines Kindes gefeiert habe." — Sie sprechen von Sr. Excellenz; von Ihrer Operation dort? „Das thue ich." — Wie wenig wissen doch die Reichen von all der Trübsal und den Entbehrungen, welche diejenigen zu erdulden haben, die sich in Armuth Kenntnisse erwerben, welche der Menschheit in so grossem Masse heilsam sind, sagte ich. „Um all die Unkunde

Dummheiten und Untugenden der Reichen kennen zu lernen“ begann der Baron wieder, dem dies Capitel nie ungelegen kam, „müssten Sie eine endlose Geschichte anhören. Stets eifrig bemüht, die Verdienste von kenntnissreichen Menschen herabzusetzen, und die Resultate ihrer langen und mühsamen Studien nach dem Maasstabe ihrer eigenen thierischen Unwissenheit zu beurtheilen, werden Sie gewöhnlich wie sie es verdienen, die leichte Beute von Charlatans und Betrügern. Auch Sie, Herr Walpole, werden noch die Genugthuung haben, Leute wie Drahtpuppen nach dem Willen des Pfeiffers tanzen zu sehen, die sich unterfingen, Sie schnöde und verächtlich zu behandeln. — Erwarten Sie nichts von den Reichen!“ Und von den Armen? „Von diesen Alles,“ sagte der Baron in einem fast feierlichen Tone. „In ihren Herzen lebt die Dankbarkeit die Ihnen Freude machen, Sie in trüben Augenblicken erheitern wird. Ruf, und die dankbare Anhänglichkeit anderer Freunde haben mir einen Triumph verschafft, den ich mit allen Schätzen eines Königs nicht hätte erkaufen können. — Aber wir sind ganz von meinem Besuche der St. Sulpiciuskirche abgekommen. Ich bin nicht der Heuchler, für den Sie mich gehalten haben, Herr Walpole. Sie sollen selber entscheiden, ob meine heutige Gegenwart in jener Kirche mich zu einem solchen stempelt. Von dem hohen Herrn abgewiesen und verstossen, musste ich meine wenige Wäsche verkaufen, um nur den Hunger zu stillen. Ich lebte von Brod und Wasser und sah dennoch die wenigen Groschen die mein ganzes Vermögen bildeten, mit der Angst eines Filzes allmählich darauf gehen. Dabei arbeitete ich bis tief in die Nacht. Ich brachte mein Leben fast völlig unter den Toden zu. Auf der Anatomie vergass ich den Hunger und erfreute mich der Wärme des Kamins. Wenn sie beim Dunkelwerden geschlossen wurde, so kehrte ich nach meiner Bodenkammer zurück, verzehrte meine Brodrinde, und ging dann mit dem Buche das ich mir geborgt hatte nach der gemeinschaftlichen Hausflur, um bei dem matten Schein der dort hängenden Lampe zu lesen, und so den ehrgeizigen Geist zu befriedigen, der in mir nicht rasten wollte. Die Tage verstrichen so mit Blitzesschnelligkeit. Sie und mein kleines Vermögen hielten nicht Schritt mit der Erwerbung von Kenntnissen, deren ich bedurfte und wonach mich zu sehr verlangte. Endlich brach also der furchtbare Augenblick herein, den ich längst befürchtet hatte: ich war

wörtlich ohne einen Heller, hatte auch nichts mehr was ich hätte zu Gelde machen können. Eine Woche über die Zeit liess mich mein Hauswirth noch wohnen, ohne seinen Miethszins zu verlangen, und ein braver Mann, der mit in dem Hause wohnte, schenkte mir ein Paar Brode mit einer Gutmüthigkeit, dass ich deren Annahme nicht hätte verweigern können wenn ich es auch gewollt hätte; als ich aber in der zweiten Woche meines Miethzinsrückstandes aus dem Hospital nach meiner kalten, traurigen Dachkammer zurückkehren wollte, da hörte ich vor der Hausthür angekommen, drinnen meinen Namen laut und zornig nennen. Mein wohlthätiger Hausgenosse zankte sich mit dem Hauswirthe. „Sie sollten sich schämen," sagte er, „und bedenken dass Sie auch Kinder haben, die einst anderer Leute Rücksicht bedürfen können." — Eben meiner Kinder wegen, und damit sie nicht künftig darben sollen, antwortete der Hauswirth schroff, muss ich das Meinige zusammenhalten. „Nur noch acht oder vierzehn Tage lassen Sie ihn wohnen; was ists denn Grosses für Sie! Ich will während des für seinen Unterhalt sorgen. Es ist leider wenig was ich für ihn thun kann; aber ein Mensch soll den andern doch nicht im Elend umkommen lassen. Kommen Sie, willigen Sie ein." — Er muss fort, sage ich Ihnen. Wenn ich etwas sage, so meine ichs auch so. „Nein, Herr Lagarde, das thun Sie nicht! Wenn Sie Ihr tägliches Gebet verrichten, so erklären Sie, dass Sie dem Himmel für seine vielen Wohlthaten dankbar sein wollen; diese Absicht können Sie nicht haben, wenn Sie einen armen Mitmenschen verstossen, der umkommen muss, wenn Sie und ich ihn verlassen. Besinnen Sie sich eines andern. Der arme Bursche ist ja so fleissig und wird es auch mit der Zeit dahin bringen, uns Alles ersetzen zu können." Dass ich der Gegenstand des Zankes war, das war klar genug. Ich hörte die Verhandlungen mit einem ungleich grösseren Gefühle der Dankbarkeit für die gute Seele, welche sich meiner so warm annahm, an, als ich mich von der Hartnäckigkeit des fühllosen Hauswirths verletzt fühlte. Als ich meinen Schlupfwinkel erreicht, und mich in dumpfer Verzweiflung auf mein Lager geworfen hatte, wurde ich durch ein starkes Anpochen an meine Thür aufgejagt. Sebastian, mein wackerer Nachbar, trat herein, und bei seinem Anblick verwandelte sich der Unmuth meines Stolzes in Demuth und Liebe. „Sie müssen fort," sagte er plump; „Sie müssen schon

morgen dies Haus verlassen." — Ich weiss es, antwortete ich, und bin darauf gefasst, sogleich zu gehen. „Aber wohin?" — Auf die Strasse; einerlei wohin. „Oho! das ist nicht einerlei! Ihr Wirth und ich, wir sind nur gewöhnliche Arbeiter; an uns ist wenig gelegen; aber Sie sind zu Grösserem bestimmt und werden es auch erreichen, wenn Sie nicht auf dem Wege zermalmt werden. Ich bin es überzeugt, und Sie dürfen nicht im Stich gelassen werden." — Wie meinen Sie das? „Hören Sie, und nehmen Sie's nicht für ungut. Ich bin nur ein geringer unwissender Mann; aber ich halte die Gelehrsamkeit in Ehren und habe ein weiches Gemüth. Sie sollen dies Haus morgen verlassen, ich thue es auch. Sie scheinen Niemand zu haben, der sich Ihrer annimmt, das ist auch bei mir der Fall: ich bin ein Findling. Ich habe nie Vater und Mutter gekannt. Ich bin ein Wasserträger und stamme aus der Auvergne her — das ist meine Geschichte. Wir könnten nun zusammen wohnen. Es geht Ihnen nicht nah, Ihr seitheriges Logis zu verlassen; mir eben so wenig. Gestört sollen Sie durch mich nicht werden. Sie können studiren, so lange Sie wollen, und mit mir plaudern, wenn Sie des Studirens müde sind d. h. wenn sie es mögen und Sie sich meiner nicht schämen." — Aber ich bin ja bettelarm. „Ich weiss, dass Sie augenblicklich nicht bei Kasse sind; aber ich habe noch etwas Geld hinter der Hand, und kann allenfalls mehr anschaffen. Wenn Sie gegenwärtig nicht zu stolz sein wollen, mir eine Kleinigkeit abzuborgen, so werde ich es auch nicht sein, es wieder zurückzunehmen, wenn Sie einmal reich geworden sind. Lassen Sie mich nicht viele Worte machen, darauf verstehe ich mich nicht, dazu bin ich zu ungeschliffen und zu roh; aber geben Sie mir als ehrlicher Mann die Hand und sagen Sie: Sebastian, es geschehe, wie Du es wünschest." Mein Herz glühete wie ein Hochofen; ich ergriff die hingehaltene Rechte meines Retters, und rief enthusiastisch aus: „Sebastian, ich nehme Ihr Anerbieten an; ich werde es auch vergelten! Sie sollen unabhängig werden; ich will sklaven, um Sie glücklich zu machen: ich fühle, dass es möglich ist, und Sie dürfen darauf bauen, dass es geschehen wird!" — „Ich weiss, dass Sie ihr Bestes thun werden," antwortete er, „und ich müsste mich sehr irren, oder Sie werden Wunder thun." Den andern Morgen sahen wir uns nach einer neuen Wohnung um, und ehe es Abend geworden war,

hatten wir ein Obdach gefunden. Diesem uneigennützigen Manne und den Aufopferungen, die er für mich gemacht hat, habe ich Alles zu verdanken. Als wir einige Tage beisammen gelebt hatten, musste ich ihm über meine augenblickliche Lage und über meine Aussichten für die Zukunft Aufschluss geben; wobei er aber mit einer Delicatesse und Zartheit zu Werke ging, die gar lieblich mit seinem schlichten Aeussern contrastirte. Der arme Schelm hatte aber, wie alle Menschenkinder, auch seinen Ehrgeiz, und strebte einem Ziele nach, das für ihn in weiter Ferne lag. Er hatte sich seit vielen Monden manchen Genuss versagt, um sich allmälig ein kleines Capital zu ersparen, das er für den Ankauf eines Pferdes und eines Wasserwagens bestimmte. Er hatte sich schon ein paar hundert Franken gesammelt, und durfte auf die endliche Erfüllung des Wunsches rechnen, der ihn bei seinen peinlichen Entbehrungen guten Muthes erhalten hatte. So wie er aber aus meinem Munde den Umfang dessen, was mir zur Vollendung meiner Studien noch Noth that, erfahren hatte, beschloss er sogleich, den theuersten Wunsch seines Lebens fahren zu lassen, um mir zur Erreichung meines Zieles behülflich zu sein. Ich wollte es nicht zugeben, er liess mich aber gar nicht zum Worte kommen, und drohte selbst, den Beutel in die Seine zu werfen, wenn ich mich länger sträuben würde. So nahm ich denn sein edles Anerbieten an, indem ich mir heilig gelobte, nicht zu ruhen und zu rasten, bis ich es ihm vergolten hätte. Mit Sebastian's Geld konnte ich mir nun die nöthigen Bücher anschaffen, und mein Examen bestehen. Ich verdoppelte meine Anstrengungen; wie hätte ich auch wohl träge sein können, während mein edler Wasserträger meinethalben seinen sauren Schweiss vergoss! Ich verehrte ihn, wie einen Vater, während ich selber der Gegenstand seiner innigen Liebe geworden war, ein Gefühl, das ihm, dem Findling, bis dahin fremd geblieben. Er wurde stolz auf mich, mit jedem Tage stolzer: ich musste wohlgekleidet sein, an nichts Mangel leiden, während er selber Alles entbehrte. Er war fest überzeugt, dass ich es zu etwas Grossem bringen würde, und das war ihm genug. Meine Ansicht stimmte hierin mit der seinigen überein: ich war mir meiner Fähigkeit bewusst, fühlte meine Stärke. Wovor hätte ich zurückschrecken sollen? Welche Anstrengung konnte gefordert werden, der ich nicht gewachsen, zu der ich nicht willig und bereit gewesen wäre? Wo hätte

die Schwierigkeit gelegen? Ich sah deren keine, und sah ich deren auch ein Mal, so verschwand sie sogleich vor dem festen Willen, meinen beliebten und liebenden Wohlthäter zu Ehre und Reichthum zu bringen. Wie ein Vater zärtlich gegen mich, war er mir zugleich der beflissenste und aufmerksamste Diener. Ich durfte nichts thun, was mich irgend im Betriebe meiner Studien hätte stören können. Er beschämte mich durch sein zu dienstwilliges Entgegenkommen, brachte mich aber, wenn ich mich darüber äusserte, damit zum Schweigen, dass er mich stets auf die Zukunft verwies, und sagte, ich sollte ihm dann schon alle seine Sorge und Liebe vergelten. Was konnte ich da nun anders thun, als im Stillen das Gelübde erneuern, mich emporzuschwingen, und ihn an dem Ruhm Theil nehmen zu lassen, den ich ihm verdankte. Nun kam aber die Zeit, wo ich ihn auf eine Zeitlang verlassen musste: ich war als Internus im Hôtel-Dieu aufgenommen worden. Es war ein schwerer Abschied, besonders für den armen Wasserträger, der mich für immer aus dem Gesichte zu verlieren fürchtete. Ich betheuerte ihm meine Beständigkeit, und gab ihm vor allem durch die Kunde Trost, dass ich noch ein zweites Examen bestehen müsste und dazu wieder Geld bedürfte. Er versprach mir, dies auf die Stunde bereit zu halten und beschwor mich, ja für mich Sorge zu tragen, und auch religiös zu sein; denn Sebastian war, wie ich Ihnen noch sagen muss, auch ein frommer Mann, ein gewissenhafter Christ. Als ich erst im Hospital war, suchte ich nun zu Verdienst zu kommen, was auch nicht fehlschlug. Innerhalb weniger Monden hatte ich eine Summe zusammengebracht, die mir theurer und werthvoller war, als alles das, was ich seitdem erworben habe. Sie war an und für sich unbedeutend, aber hinreichend, meines Sebastian lange gehegten Wunsch zu erfüllen: ihm ein Pferd und einen Wasserkarren zu kaufen. Als ich ihm beides zuführte, da konnte ich kein Wort hervorbringen, weil mir mein Herz von Dankbarkeit überlief. Er aber umhalste mich, schrie laut auf, lachte, dankte, schalt und segnete mich, alles durch einander in der Verwilderung und dem Delirium seines Entzückens. „Warum haben Sie das gethan?“ sagte er. „Ach wie gütig und freundlich von Ihnen! Aber nein, das ist zu viel, das ist Thorheit, das ist grossmüthig, das ist unrecht, liebster, bester Herzensjunge! Ich bin recht böse auf Sie, und doch habe ich Sie so über Alles lieb! Wie Sie vorwärts ge-

kommen sind! Aber es konnte auch nicht fehlen, ich hab's gleich gesagt! Sie werden Wunder thun; Sie werden noch ganz reich werden. Sie brauchen keines Andern Hülfe; Sie haben sich selbst fortgeholfen." „Nein, das ist durch Sie geschehen, Sebastian," rief ich aus. — „Nicht doch," sagte er, „ich habe nur wenig für Sie thun können, nicht die Hälfte dessen, was ich gern gethan hätte. Sie wären auch ohne mich zu Grossem gekommen. Ja, ich habe mein Auge auf Sie gehabt, Sie als meinen Sohn geliebt, aber das war ja auch eine eigensüchtige Liebe. Wir assen mit einander zu Mittag, und brachten den Abend zusammen zu. Augenblicke wie jene hat das Leben nie vorher, noch nachher wieder für mich gehabt. Sie waren reell, frisch, substantiell, wie sich die Jugend ihrer lebendig erinnert, wenn Tod und Leiden das Fundament der Welt erschüttert, die Vergangenheit mit Dunst und Wolken verdeckt haben." Die nachherige Aufregung, oder die früheren Entbehrungen, oder ich weiss nicht was, haben den guten Sebastian aber bald darnach aufs Krankenbett geworfen, von welchem er nie wieder erstanden ist. Er ist nicht so, als er es wohl verdient hätte, für all seine Aufopferungen, und für die Liebe, die er an seinen Pflegesohn verwandt hat, belohnt worden. Er hat es nicht erlebt, wie weit ich es gebracht habe, und nicht das Werk vollendet gesehen, wozu er den Grund gelegt hatte. Er unterlag, wie sehr ich auch Alles aufbot, sein kostbares Leben zu erhalten, und hauchte seinen letzten Athem in meinen Armen aus. Ich verlor mehr als einen Vater an ihm." Der Baron machte eine Pause; seine Lippen pressten sich zitternd zusammen. Dann fasste er mich in den Arm, und zog mich sanft hinweg. Wir gingen eine Strecke schweigend weiter, dann begann er wieder: „Sebastian war, wie ich es Ihnen schon gesagt habe, ein frommer Mann. Sein Glaube war in der That unbegrenzt. Er verehrte die Jungfrau Maria mit einer Inbrunst, wie er sie seiner leiblichen Mutter geweiht haben würde, wenn er sie gekannt hätte. Mein Unglaube war ihm kein Geheimniss, und er hat oft in der bittenden und klagenden Weise eines Vaters mit mir darüber gesprochen. In seiner Krankheit gab er mir all sein Geld, und bat mich dringend, nichts zu sparen, um ihm die Tröstungen der Kirche zu sichern. Das habe ich denn auch gethan. Ich habe Messe für ihn lesen lassen, ihm einen Priester besorgt, der ihn fleissig besucht hat, und nichts ver-

säumt, was ihm Friede und Freude bereiten konnte. Es wäre ja scheusslich gewesen, wenn ich es nicht gethan hätte! Er war krankhaft ängstlich wegen seiner Zukunft, er, der rechtschaffene Mann, so rein von Gemüth und so schuldlos wie ein neugebornes Kind. Ich allein folgte ihm zur Gruft, und als ich gesehen hatte, wie sein geheiligter Staub der Erde anvertraut worden war, da schwankte ich, das Herz vor Gram fast gebrochen, zu Hause. Ich hielt mich den Rest des Tages in meinem Zimmer verborgen, und dachte darauf, wie ich dem Hingeschiedenen meine Dankbarkeit in einer Weise bezeigen könnte, die, wenn er gelebt hätte, seinen Wünschen am entsprechendsten gewesen wäre. Er hatte während seiner Krankheit auch von den Messen gesprochen, die zum Heil der Seelen der Verstorbenen gelesen werden, und dies mit dem feierlichen Glauben, der die Wirksamkeit und Kraft nicht in Zweifel stellt; doch war er zu delicat gewesen, mir eine Pflicht auferlegen zu wollen, deren Erfüllung mir Geld gekostet hätte. Nun wusste ich, was ich zu thun hatte. Ich sammelte mir die nöthige Summe und stiftete die Messen, welche seitdem jährlich vier Mal in der Sulpiciuskirche gelesen werden. Die Erfüllung seines Wunsches ist das einzige Opfer, welches ich dem Andenken meines theuren Pflegevaters bringen kann. An den Tagen, an welchen die Messen gelesen werden, stelle ich mich ein, um in seinem Namen die dazu nöthigen Gebete herzusagen. Dies ist Alles, was ein Mann meiner Meinung zu thun vermag; auch ist es keine Heuchelei, und der Allwissende kann, wenn dieser grosse Geist der Natur auch wirklich menschliche Eigenschaften haben sollte, nicht darüber zürnen; denn ich erkläre feierlichst, dass ich Alles, was ich auf Erden mein nenne, und mehr, als ich von irdischer Glückseligkeit zu wünschen wüsste, darum geben würde, mir den weichen, unverbrüchlichen Glauben von Jean Sebastian zu verschaffen.“ Dies sprach der Baron, als wir eben vor der Thüre seiner Wohnung angekommen waren, und er mir die Hand zum Abschiede reichte. Ich drückte sie aufs zärtlichste und sagte: — Aber Freund, warum sollten Sie dieses beneidenswerthen Glückes nicht geniessen können? Er erwiederte: „Weil ich nicht meine Ueberzeugung bewältigen kann; weil der Glaube nicht vom Willen abhängig ist; weil ich zu viel und zu wenig weiss; weil ich keinen Schatten greifen kann. Das sind meine Gründe und nun nichts mehr von der Sache.“ Von da ab hatten un-

sere theologischen Disputationen ein Ende. Der Baron liess seinem Witze nicht ferner die Zügel schiessen, und ich brauchte nicht mehr der guten Sache schwächlicher Verfechter zu sein. Ob der Baron es inne geworden war, dass es sich nicht schickte, die Religion zu verhöhnen, während er doch die Kirche besuchte; oder ob der Same einer neuen und besseren Frucht in ihm aufzugehen begann, weiss ich nicht zu sagen. Inzwischen trat nun eine vollkommene Sympathie und Freundschaft zwischen dem Schüler und dem Lehrer ein. Ein Jahr war verflossen, seit ich in der angegebenen Weise den Schlüssel zu des Baron scheinbaren Inconsequenzen erhalten hatte, als wir eines Morgens auf dem Wege zu dem St. Annes-Saal im Hôtel-Dieu die Ueberraschung hatten, den ehrwürdigen frommen Pfarrer aus der Auvergne an der Pforte des Reviers vorzufinden. Sein Antlitz strahlte vor Wonne, als er den Baron erblickte, und er machte ihm ehrerbietig sein Compliment. „Was führt Sie hieher, alter Freund?" fragte ihn der Arzt; „doch hoffentlich kein Rückfall?" — Nein, aber Dankbarkeit, antwortete der Priester. Er trug einen grossen Korb am Arm, und seine Schuhe waren ganz bestäubt; er hatte den weiten Weg zu Fuss zurückgelegt. „Es ist nun ein Jahr," fuhr er fort, „seit ich dies Haus, wo ich unter Gottes Segen durch Ihren Beistand wieder gesund geworden bin, verlassen habe. Ich konnte diesen Termin nicht verstreichen lassen, ohne Sie einmal wieder zu sehen und Ihnen ein kleines Geschenk zu bringen. Es ist für Sie kaum des Ansehens werth, aber es ist Alles, was Ihnen mein dankbares Herz anbieten kann, und ich hoffe, dass Sie es gütig annehmen werden. Es sind einige Küken aus meinem Hühnerhofe und etwas Obst aus meinem Fruchtgarten." Der Baron nahm die Gabe freundlicher an, als die reichsten Belohnungen Anderer, und nachdem er den Priester zu sich in seine Wohnung eingeladen und ihn aufs Beste bewirthet hatte, entliess er ihn mit vielen Geschenken für die Armen seiner Heerde in der Auvergne. Endlich schlug die letzte Stunde der beiden Jahre, nach deren Verlauf ich wieder nach Hause zurückkehren sollte. Dass ich den Baron ungerne verliess, brauche ich wohl kaum zu sagen, und auch ihm that es leid, mich scheiden zu sehen. Ich musste ihm versprechen, zum öfteren an ihn zu schreiben, und ihn noch einmal in Paris zu besuchen, sobald meine Angelegenheiten es mir gestatteten. Aber ich habe Frankreichs

Boden seitdem nie wieder betreten, den Baron nie mehr zu sehen bekommen. Was ich nun noch nachzutragen habe, das ist mir kurz nach des Barons Tode von dessen getreuem Diener Franz und seinem Freund Fr. Marx mitgetheilt worden. Sieben Jahre lang kam der Priester jährlich nach Paris, um dem Baron den Zoll seiner Dankbarkeit zu entrichten, und dieser behielt ihn Anfangs einen Tag, dann zwei Tage, eine ganze Woche und noch länger bei sich. Bei dem zweiten Besuche kam es an den Tag, dass der Pfarrer mit des Barons Wohlthäter, Sebastian, weitläuftig verwandt war. Als der Baron das hörte, bot er dem Geistlichen sogleich eine freie Wohnung und einen für ihn ausreichenden Jahrgehalt an. Das Erstere lehnte derselbe ab, nahm aber das Letztere an, um — es unter die Dürftigen seines Sprengels zu vertheilen. Der Arzt und der Priester waren hinfort intime Freunde und fleissige Çorrespondenten. Damit trat auch eine wesentliche Veränderung im Temperament des Ersteren ein: er war weniger verdriesslich, weniger aufbrausend, weniger eingebildet auf den eigenen Verstand. Er wurde ein Jünger des schlichten Priesters, und liess sich dessen Unterweisung und Beispiel zur Belehrung dienen. Sieben Jahre nach meiner Abreise aus Paris erkrankte nach einer 32jährigen ununterbrochenen Arbeit der Baron; man rieth ihm sich quiesciren zu lassen; allein er sagte: „die Ruhe ist der Tod." Dupuytren litt an Brustwassersucht, und obgleich er sich unter der Sorgfalt eines Husson, Broussais, Marx, Cruveilhier, Bouillaud und Sanson befand, so kannte er doch vollkommen die Bedenklichkeiten seiner Lage und zeigte sich bis zum letzten Augenblicke seiner würdig. Ruhig und heiter mitten unter den lebhaftesten Leiden beweinte er nur das Leben wegen dessen, was er nicht gethan. Einen Augenblick war die Rede, an ihm die paracentesis pectoris zu machen, um so das Wasser zu entleeren; allein die Berathenden waren unschlüssig, sie unterwarfen ihre Ideen Dupuytren, der sie anhörte, sie mit derselben Kaltblütigkeit und Richtigkeit untersuchte, als wenn es sich um einen Fremden gehandelt hätte und hierauf die verschiedenen Meinungen zusammenfassend sagte: „Ich weiss dass ich sterben muss, dass dieses sich sowohl durch die Krankheit als durch die Operation ereignet, also wozu wollt Ihr operiren?" So starb der Baron den 8. Februar 1835 in den Armen seiner natürlichen Tochter (?), wobei ihm der Priester die Augen zu-